Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang 1887.

Mai.

(3. Band. 2. Heft.)

Inhalt.

Wien.

Verlag der Oesterreichisch-Ungarischen Revue (Glockengasse 2).

Generaldebit für den Buchhandel:

Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler

Rothenthurmstraße 15.

Die „Oesterreichisch-Ungarische Revue" erscheint in Monatsheften von mindestens vier Bogen Groß-Octav. Der Pränumerationspreis ist ganzjährig 9 fl. 60 kr., halbjährig 4 fl. 80 kr., vierteljährig 2 fl. 40 kr.

Der Plan, welcher dem Unternehmen der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue" zu Grunde liegt, ist aus dem im ersten (April-) Heft veröffentlichten Programm, sowie dem daselbst mitgetheilten Verzeichniß der dem Unternehmen gewonnenen Autoren und aus jenen Aufsätzen, welche im ersten Jahrgang zur Veröffentlichung gelangten, zu entnehmen. Besonders bemerkt sei noch, daß dem ersten Hefte das Hauptregister der „Oesterreichischen Revue", dessen neue Folge die „Oesterreichisch-Ungarische Revue" bildet, beigegeben ist.

Das Inhaltsverzeichniß der im ersten Jahrgange erschienenen Aufsätze befindet sich auf der dritten Seite des Umschlages.

Die folgenden Hefte werden u. A. enthalten:

Hermann Hallwich: Wallenstein und Piccolomini.
Joseph von Leßnert: Erzherzog Karl als Marineminister.
Adolf Beer: Erzherzog Rainer als Finanzpolitiker.
Franz Martin Mayer: Die dreimalige Besetzung der Steiermark durch die Franzosen.
Wendelin Boeheim: Vergangene Tage in Oesterreich. Aus den hinterlassenen Papieren Joseph's von Scheiger.
Wilhelm Wahlberg: Die Geschichte der österreichischen Strafgesetzgebung seit 1850.
Joseph Szabó: Die erloschenen Vulcane Ungarns.
Alexander v. Matlekovics: Die handelspolitischen Beziehungen Oesterreich-Ungarns.
Franz X. von Neumann-Spallart: Oesterreich-Ungarns Stellung im Welthandel unter besonderer Berücksichtigung seiner Beziehungen zu Deutschland.
Guido Schenzl: Beiträge zur Klimatographie Ungarns.
Joseph Wessely: Oesterreich-Ungarns Forstwirthschaft.
Wenzel Hecke: Oesterreich-Ungarns Landwirthschaft.
Wilhelm Zsigmondy: Ueber Thermen.
Jacob von Falke: Das k. k. österreichische Museum für Kunst und Industrie.
Franz Pulszky: Die Kunst in Ungarn.
Alois Hauser: Die Kunst in Dalmatien. III.
Karl Pulszky: Die kunsthistorische Bedeutung der ungarischen Landesgemäldegallerie.
Hans Semper: Ueber ältere tirolische Kunst.
Georg Niemann: Neuere österreichische Forschungen in Kleinasien auf dem Gebiete der Archäologie.
Alfred Klaar: Die deutsche Dichtung in Böhmen.
A. Mayer von der Wyde: Theodor Graf Heußenstamm.
Eugen Gelcich: Skizzen aus den Quarnero-Inseln.
Moritz Jókai: Culturbilder aus Ungarn.
Peter Rosegger: Volksthümliches aus der Steiermark.
Alois Brandl: Reiseberichte eines Engländers vom Jahre 1800 aus dem nördlichen Böhmen.
Karl Keleti: Die wirthschaftlichen Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel. III.
Gustav Meyer: Die Albanesen. II.
Felix Kanitz: Geistiges Leben im Königreiche Serbien. V.

III. Band. Erstes Heft. (April 1887.) Erzherzog Karl als Finanzpolitiker. Von Adolf Beer. (Schluß). — Graf Franz Stadion. Nach Briefen an Franz Freiherrn von Pillersdorf aus den Jahren 1846—1848. Von Joseph Alexander Frhr. v. Helfert. III. — Die Kunst in Dalmatien. Von Professor Alois Hauser. II. Das Mittelalter. — Zur Frage der ästhetischen Erziehung. Von Dr. A. Ilg. — Geistiges Leben im Königreiche Serbien. Von F. Kanitz. IV. Die Wirksamkeit der „Serbischen gelehrten Gesellschaft" auf dem Gebiete der Geschichte.

Die neuere kirchliche Architektur in Oesterreich und Ungarn.

Von Camillo Sitte.

Es ist an der Zeit, einen Rückblick zu halten über die Entwickelung des Kirchenbaues der letzten vierzig Jahre, denn Jedermann fühlt, daß sich in diesen, für die Gestaltung der Architektur so hochwichtigen Decennien eine Umwälzung von Anschauungen und Grundsätzen vollzogen hat, wie sie kaum umfassender gedacht werden kann. Ausgehend von einem intensiven Gefühle geradezu des Hasses gegen die vorausgehende Barocke und aller ihrer Ausläufe, der alles verzehrte, was dieser Stylrichtung auch vorher zu Grunde lag, sind wir, allmählich alle Stylperioden durcheilend, heute wieder bei ihr angelangt und können es kaum fassen, wie es eine Zeit geben konnte, welche selbst die edelsten und höchsten Werke der Renaissance mit Geringschätzung betrachtete, obwohl wir diese Zeit selbst miterlebten. Das Verständniß für die Antriebe dieser Bewegung kann nur erschlossen werden durch einen Rückblick auf die Verhältnisse des höheren, besonders des kirchlichen Bauwesens, unmittelbar vor Beginn dieser reichbewegten Bauperiode.

Es war ein langer Winterschlaf, in welchem die Baukunst in der ersten Hälfte des Jahrhunderts befangen war, nachdem sie vorher in üppiger Fülle so glanzvolle Werke wie die Karlskirche, die Piaristenkirche in der Josephstadt, die Universitätskirche, St. Peter in der inneren Stadt, die großartigen Stiftskirchen von St. Florian, Melk u. a. hervorgebracht hatte. Rudolf v. Eitelberger, der genaue Kenner aller damaligen Verhältnisse, schildert in seinem Nachrufe an Van der

Nüll*) dieselben folgendermaßen: „Die Baukunst war damals ein Geschäft, wie viele andere, dem sich vorerst die bürgerlichen Baumeister widmeten, welche reich werden wollten; sie war ein Amtsberuf für Jene, welche als k. k. beeidete unbesoldete Baupraktikanten in den Staatsdienst treten wollten und die Ambition hatten, nach langjähriger unentgeltlicher Dienstzeit und nach ebenso langem, sehr gering entlohntem Staatsdienste am Ende des Lebens Landesbaudirector zu werden .... Damals verstanden die Baubureaukraten alles, sie übten die Censur gegen die eingereichten Baupläne ebenso schroff und arg, wie die Censurbeamten in den Bureaux der Herrengasse. War von kirchlichen Baumonumenten die Rede, so verstand es sich ganz von selbst, daß sie diejenigen waren, welche dem Bau vorzustehen hatten. In dieser Baubureaukratie hieß es: „Die Architektur bin ich." Gute Gelehrte und Künstler wurden nicht gebraucht und nicht erzogen, sondern nur gute Beamte. Die Kaserne, das Bureau war das Höchste, wozu sich die Baupraxis dieser Zeit aufschwang.".

Diesem Urtheile entsprechen denn in der That die Werke, wie sie damals unter der Herrschaft des allgewaltigen Oberbaurathes P. Sprenger zu Stande kamen: das Münzgebäude und das Hauptzollamt. Auf dem Gebiete des Kirchenbaues, dessen hohe künstlerische Anforderungen weit über den Horizont Sprenger's emporragten, kam es zu der traurigen gußeisernen Spitze am Augustinerthurm und zur kostspieligen Herstellung eines neuen Thurmhelmes vom St. Stephansdom, der nach wenigen Jahren schon so baufällig war, daß er 1861 wegen drohenden Einsturzes wieder abgetragen werden mußte. Von den kleinen Landkirchen, welche hie und da denn doch zugestanden wurden, ist es besser zu schweigen. Hand in Hand mit dieser eigenen Unfähigkeit ging die Sucht, alle jüngeren Talente, welche künstlerisch wirken wollten, gewaltsam zu unterdrücken. So wurde der talentvolle Architekt Leopold Oescher (geb. Wien 1804, gest. daselbst 1849), einer der ersten Vorkämpfer der Gothik, in kränkender Weise behandelt, weil er es gewagt hatte, gegen das Sprenger'sche Thurmbauproject von St. Stephan Einsprache zu erheben, und ebenso wurde an der Akademie systematisch alles unterdrückt, was im Sinne derjenigen Ideen, welche die Gemüther zu fesseln anfingen, vorwärts wollte.

Diese Verhältnisse gehören bereits der Geschichte an und so sei es denn erlaubt, aus der heute schon ersterbenden Tradition eine an

---

*) Gesammelte Schriften, I. Band.

sich unbedeutende Episode zu retten, welche aber ein scharfes Streiflicht über den Stylstreit dieser Tage wirft. Der spätere erste Zeichner und Bauführer G. Müller's beim Baue der Altlerchenfelderkirche und der Vollender dieses Baues, der Architekt Franz Sitte, frequentirte damals unter der Direction von Peter Nobili, eines geistvollen tüchtigen Mannes, der aber als Italiener kaum deutsch konnte und die Gothik gründlich verabscheute, die Architekturschule der Akademie. Die Herzen der jungen Akademiker gehörten bereits der romantischen Richtung und so zeichnete und studirte denn auch der Genannte privatim in der an der Akademie verbotenen gothischen Bauart. Dieses arge Vergehen blieb Nobili nicht verborgen und so wurde denn der heimliche Romantiker, der einen ersten Preis erhalten sollte, vorher zu Nobili citirt, ihm hier sein Stylfrevel vorgehalten und direct verlangt, diese unerlaubte Richtung abzuschwören, widrigenfalls der erwünschte Preis nicht ertheilt werden könnte. Der Gefragte vermochte es aber nicht, seinem künstlerischen Ideale zu entsagen, ließ Preis und Akademie im Stiche und zog nach München, wo unter König Ludwig I. gerade ein goldenes Zeitalter für Kunst begann.

So stand es im öffentlichen Baudienste und an der Akademie, obwohl auch in Wien die neue Stylbewegung bereits ihren Einzug gehalten hatte.

Außer Oescher gehörten dieser Richtung an: der Architekt Leopold Ernst (geb. zu Wien 1809, gest. 1862), welcher eine der ersten Publicationen über mittelalterliche Baudenkmale Oesterreichs unternahm, von der vier Hefte erschienen und der zuerst die Frage der Restauration der Stephanskirche anregte. Ernst wurde später Dombaumeister, vollendete 1853 die vier großen Giebel, restaurirte die Tirna'sche Capelle und begann die Neuherstellung des großen Thurmhelmes. Auch Karl Rösner kann hierher gerechnet werden, der sogar an der Akademie als Lehrer fungirte, aber anfangs sehr untergeordnet und ohne Einfluß. Die von ihm erbaute Kirche in der Jägerzeile muß als erster Versuch der neuen Richtung in Oesterreich bezeichnet werden. Sie ist gewissermaßen ein Seitenstück zu der etwas früher in München erbauten Ludwigskirche von Gärtner, im Style noch unklar, theils byzantinische, theils romanische Elemente aufnehmend. Ein wesentliches Verdienst kommt diesem Baue zu, durch Aufnahme großer Fresken im Innern, besonders des herrlichen Kreuzweges von Führich, der nur leider zu schlecht beleuchtet ist und vielleicht hauptsächlich deshalb nicht so oft betrachtet wird, wie diese edlen und wahrhaft großen Com-

positionen es verdienen würden, die den Fresken von Cornelius in der Ludwigskirche ebenbürtig zur Seite gestellt werden müssen. Rösner blieb zeitlebens der eingeschlagenen Richtung treu, die er aber in seiner ruhigen, bedächtigen und genauen Art stetig vervollkommnete, so daß er in seinem letzten großen Werke, dem Dome zu Diakovar in Slavonien, in reinerem romanischen Style eine große harmonische Leistung zu Stande brachte, in der er sich sozusagen selbst übertraf. Außerdem wurden nach seinen Entwürfen erbaut die Capelle im Arsenal und die Cyrill und Methodiuskirche in Karolinenthal zu Prag.

Als früheste Vorkämpfer auf literarischem Gebiete sind zu nennen: Franz Tschischka, der 1832 eine Monographie über St. Stephan veröffentlichte und Dr. E. Melly (geb. 1814 zu Krems und gest. zu Pystian 1854), welcher 1850 eine ziemlich umfangreiche Arbeit über das Westportal von St. Stephan publicirte. Schon frühzeitig, schon von 1844 an, machte sich auch der auf diesem Gebiete so entscheidend werdende Einfluß unseres größten Kunsthistorikers, R. v. Eitelberger, bemerkbar.

Während sich auf künstlerischem Gebiete durch die Wirksamkeit dieser Kräfte eine allmähliche Reform vorbereitete, brachen die Ereignisse des Jahres 1848 herein. Die nächste Folge war ein momentaner gänzlicher Stillstand aller künstlerischen Unternehmungen, dann aber ging es plötzlich rasch vorwärts. Graf Leo Thun wurde Cultusminister und berief Graf Franz Thun, der selbst ein Romantiker zu nennen ist und sich bereits wesentliche Verdienste um die Hebung der bildenden Künste in Prag erworben hatte, zum Referenten für Kunstangelegenheiten in's Ministerium. Unter solchen Verhältnissen konnte es geschehen, daß der Bau der Altlerchenfelderkirche zu einem epochemachenden Ereignisse für die Kunstentfaltung in Oesterreich sich gestaltete. Der Neubau dieser Pfarrkirche war bereits im April 1845 beschlossen und schon war mit dem Baue nach der Schablone eines bauamtlichen Planes begonnen, als die Architekten, Kunstfreunde und Gelehrten, an ihrer Spitze bereits R. v. Eitelberger, diesem Baue ihre Aufmerksamkeit zuwendeten. Einen ausschlaggebenden Erfolg erzielte der junge, kürzlich erst von L. Förster nach Wien gezogene Architekt Georg Müller mit einem in der Plenarversammlung des neugegründeten Architektenvereines 1848 gehaltenen Vortrag: „Der deutsche Kirchenbau und die neu zu erbauende Renaissancekirche für Altlerchenfeld.“

J. Georg Müller (geb. 1822 zu Mosnang in der Schweiz, gest. den 2. Mai l 849), selbst voll jugendlich verzehrender Begeisterung

und ganz hingegeben den neuen Ideen der künstlerischen Erhebung, des Wortes in hohem Grade mächtig, nach seiner ganzen Vorbildung und nach seinen bisherigen Arbeiten halb Dichter und halb Architekt, war der richtige Mann, diejenigen Worte zu finden und auszusprechen, welche damals allen vorwärtsstrebenden Elementen im Sinne lagen. Sein Vortrag erregte ungeheures Aufsehen und lange Jahre danach konnte man Solche, die ihn gehört hatten, noch schwärmerisch davon sprechen hören. Diesem mächtigen Eindrucke entsprechend war auch der positive Erfolg. Es erfolgte bald darauf die Sistirung des bisherigen Baues und mit 15. August 1848 die Ausschreibung einer allgemeinen Concurrenz. Schon am 27. September 1848 wurde das preisgekrönte Project Müller's auch zur Ausführung bestimmt. Welch' ein Umschwung aller Verhältnisse, denn auch die Anwendung des Concurrenzwesens war ja eine gewaltige Neuerung.

Als besondere Merkwürdigkeit muß erwähnt werden, daß Müller in dem preisgekrönten Entwurfe seinem eigenen schriftlichen Programm nicht ganz treu blieb. Sein Vortrag zielte offenbar auf eine deutsch-gothische Kirche; sein Entwurf aber brachte Motive der italienischen Gothik und eine durchgehende Rundbogenarchitektur. Dieser, bisher noch niemals näher erörterte Umstand, ist bezeichnend für die rein subjectiv poetisch arbeitende Individualität des früh dahingeschiedenen Künstlers, wie für die rückhaltlose Begeisterung der damaligen Zeit, die nicht allzukritisch war in der Beurtheilung und welcher gleichfalls Originalität und Poesie am meisten galt. Zu erwähnen kommt noch der, bisher unbekannt gebliebene Umstand, daß auch Müller zuerst ein gothisches Project ausarbeitete, dann aber, als er die Harmonie mit seiner Empfindungsweise darin nicht finden konnte, das wirklich überreichte Project in den letzten acht Tagen vor Ablauf der Frist concipirte. Dieses wirklich ausgeführte Project ist denn thatsächlich weder romanisch noch gothisch, weder deutsch noch italienisch, aber auch durchaus nicht eklektisch in dem schlechten Sinne des losen Verbindens verschiedentlicher Stylfragmente; es ist thatsächlich eine Stylvariante für sich, der man einen eigenen Namen geben müßte, wenn sie zahlreichere Nachfolgerschaft gefunden hätte. Müller folgte hierbei lediglich seiner Empfindung und construirte das Ganze aus sich selbst heraus. Und hiermit hat er denn als Künstler sein eigenstes wahres Glaubensbekenntniß abgelegt, was die Absicht, die sogenannten altdeutschen oder gothischen Kirchen zu copiren, gar nicht in sich schloß. In seinem tiefsten Innern glaubte Müller an die Erfindung eines neuen Styles und diesen Glauben

hatte er schon in München in sich aufgenommen, wo er damals dominirte und Meister Ziebland, sein Lehrer, einer der Hauptvertreter war. Ziebland stellte allen Ernstes an seine auserwählten Schüler die Forderung, in ihren Arbeiten nicht den Geist einer alten Zeit zu copiren, sondern den Genius der eigenen neuen Zeit auszudrücken und hierzu selber entsprechende Formen zu finden oder wenn es sein müßte, neu zu schaffen.

In München wurde damals diese neue Kunst förmlich absichtlich gesucht. König Ludwig ließ sich die Widmung eines Ornamentenwerkes gefallen aus vaterländischen Pflanzen, dessen Zweck die Erfindung einer neuen Pflanzenornamentirung sein sollte u. dgl. m. Auch Müller war für nichts so sehr begeistert, als für die Herstellung eines unserer Zeit und unserem Denken entsprechenden eigenthümlichen monumentalen Baustyles. In der That ist dies gewiß das Endziel aller unserer Kunstbestrebungen; der Irrthum der ersten Begeisterung bestand aber darin, einem Einzelnen zuzumuthen, was nur das Werk von Jahrhunderten sein kann. Bei all' dem muß es mit Bewunderung und Staunen erfüllen, wie viel Neues dieser erst 26jährige Künstler in seinem größeren Erstlingswerk niederzulegen vermochte. Für den Zusammenhang zwischen den quadratischen Wölbungen des sehr breiten Mittelschiffes zu den Seitenschiffen, einer Aufgabe, an der sich, im Uebergange aus der Romanik in die Gothik, Jahrhunderte abgemüht hatten, fand er spontan eine ganz neue und zutreffende Lösung. Die Rundbogenarchitektur des Romanischen verband er mit den zierlichsten Profilirungen, Pfeilerdimensionen und Constructionsstärken im Sinne spätester Gothik zu merkwürdigem Einklang und die prachtvolle bunte Marmorincrustation des Florentiner Domes versuchte er in bescheidenen Anklängen in einfachen Ziegelrohbau mit mäßigem Stein und Sgraffitto zu übersetzen. Auch der Strebepfeiler fehlt und statt der Strebebögen sind antikartige Aufmauerungen wie bei Renaissancekirchen verwendet. Im Ganzen dürfte etwa die Bezeichnung Neuromanisch am meisten für diese Stylvariante passen. Müller erlebte nur mehr wenige Monate der Bauführung. Die Kirche ist innen vollständig Fresco gemalt unter der Oberleitung von J. v. Führich. Die von Führich selbst herrührenden Gemälde (die erschütternden Conceptionen des Engelsturzes und jüngsten Gerichtes an der Eingangswand), ferner auch die in Form und Farbe stylvoll gehaltenen Fresken der Vorhalle stimmen vortrefflich zur Architektur; ein großer Theil der übrigen Gemälde, ganz im jeweiligen Sinne jedes einzelnen der mitwirkenden Künstler gehalten

und theilweise bis an die Grenzen des Naturalismus gehend, fallen mehr oder weniger aus dem einheitlichen Rahmen des Ganzen heraus, die trennende Ornamentik, welche meist aus Mustern des damals über die Decorationen der Sophienkirche eben erschienenen Werkes von Salzenberg zusammengesetzt ist, paßt durchaus nicht. Mit ihr hielt der gewöhnliche Eklekticismus seinen Einzug in das Werk. Müller hätte diesen Theil des Ganzen im Anschluß an seine Muster zu St. Croce und zu Assisi und in Uebereinstimmung mit seiner freien Conception, gewiß ganz anders gelöst.

Derlei Schwächen des Zusammenschweißens von allerlei fremdartigen Elementen, wie sie anderwärts sogar noch schärfer zu Tage kamen, bereiteten jedoch energisch eine andere Strömung vor, deren Streben in der Erreichung größtmöglicher Stylstrenge und Stylreinheit bestand. Vorbereitet und unterstützt wurde diese neue Phase der Entwickelung durch die mittlerweile erstarkte wissenschaftliche Untersuchung und die mächtig hervortretende Restauration mittelalterlicher Kirchendenkmäler. In Oesterreich fanden diese Bestrebungen einen Mittelpunkt durch die 1853 vollzogene Gründung der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, welcher sich die Gründung zahlreicher Alterthumsvereine in den Kronländern anschloß.

Alle diese Vereinigungen waren getragen von dem starken Interesse für die mittelalterliche Kunst, das allmählich alle Kreise der Gebildeten erfaßt hatte. Daß von einer Pflege der Renaissance oder gar Barockgeschichte in diesen Kreisen nicht die Rede sein konnte, ist selbstverständlich, denn die ganze Zeit haßte und verachtete ja geradezu diese Stylrichtungen. Die leidenschaftliche Concentrirung auf den Romanismus und die Gothik war aber so stark, daß selbst die Theilnahme für antike Funde zusehend abnahm und dies sogar wiederholt zu Aufrufen und öffentlichen Ermahnungen in Fachblättern Veranlassung gab, man möge doch die Pflege dieses Gebietes nicht ganz vernachlässigen.

Vieles vereinigte sich, eine so mächtige Wirkung auf die Gemüther hervorzubringen. Die Ideen, welche Tieck, Schlegel und die übrigen Romantiker in ihren Schriften ausgesprochen hatten, beherrschten die Gedanken; eine neue Bahn lag offen zur Bethätigung und der Reiz der Neuheit wirkte belebend wie Morgenthau und Waldesduft. Auch von den antiquarischen Forschungen gilt dies in hohem Grade, denn hier galt es geradezu eine neue unbekannte Welt zu entdecken. Die meisten alten romanischen und gothischen Kirchen mußten buchstäblich

neu entdeckt werden, Ueberraschung und Freude des Findens lohnte reichlich jeden Ausflug mit all' den kleinen Aufregungen, die damit verbunden sind. So kam es, daß die Centralcommission sogar einen eigenen Paragraph in ihr Statut aufnahm, über „die Entdeckung von Baudenkmälern" und regelmäßige Forschungsreisen veranstaltete, auf welche in den ersten Jahren die Architekten Hiesen, Zimmermann, Lippert, Bergmann, Essenwein, Rösler und die Historiker Eitelberger und Heider entsandt wurden. So tauchte unter Andern die dunkle Kunde auf, daß auch in Ungarn zwischen der Donau und Drau Ueberreste mittelalterlicher Baudenkmale sein sollten. Eitelberger und Hieser rüsteten sich zur Entdeckungsfahrt und brachten wirklich die Pläne und Beschreibung der herrlichen romanischen Abtei von Szt. Ják und vieles Andere als Ausbeute heim. Eitelberger beginnt seinen interessanten Bericht hierüber folgendermaßen:

„Die nachfolgenden Blätter enthalten einen Bericht über jene mittelalterlichen Baudenkmale Ungarns, welche ich in zwei kurzen Ausflügen von 1854 und 1855 besichtigt habe. Sie gehören fast ausschließlich dem romanischen oder Uebergangsstyle an und bezeichnen eine für jene Gegenden nicht unbedeutende Bauthätigkeit, die mich umsomehr überraschte, je weniger die Nachrichten inländischer oder ausländischer Schriftsteller eine solche erwarten ließen. Ich zweifle gar nicht, daß sich auch im übrigen Ungarn interessante Monumente aus dem romanischen und gothischen Style vorfinden, und daß selbst in den von mir durchstreiften Gegenden noch Denkmale der Art vorhanden sind, die zu besuchen mich Mangel an Zeit verhindert hatte."

Das ist die Art über bisher völlig Unbekanntes zu berichten, wie es heute nur mehr bei Reisen nach Centralafrika oder dem Nordpol vorkommt; damals aber lag das Unbekannte dicht vor der Thüre und überall, es war das Mittelalter, an dem man seit Jahrhunderten blind vorbeigegangen war, während nun jede Publication Unerhörtes brachte, mit Sehnsucht erwartet und mit Heißhunger studirt wurde.

Zu den verdienstvollsten Mitgliedern der Centralcommission zählten gleich in den ersten Jahren der Gründung ihr erster Präsident, Freiherr v. Czoernig, ferner Freiherr v. Sacken, Camesina, J. Feil und K. Weiß.

In der Natur dieser Richtung mußte es liegen, daß die Commission und ebenso die Alterthumsvereine fast gänzlich im Dienste der kirchlichen Kunst arbeiteten, denn kirchliche Bauwerke sind es haupt-

sächlich, welche uns noch aus der romanischen und gothischen Periode erhalten sind. Die allgemeine Begeisterung für diese Werke ermöglichte es aber auch, bisher unerhörte Summen für ihre Restauration und Conservirung aufzubringen durch Sammlungen, Spenden aller Art, durch Zuschüsse aus dem Religionsfonds, von Ländern und Gemeinden, ja selbst durch Uebernahme ganzer Restaurationen durch Private.

Eine der ältesten Restaurationen ist die der Stiftskirche zu Inichen, schon 1846 begonnen und 1853 zu Ende geführt; dann die der Pfarrkirchen zu Tertan und zu Statz in Tirol, sowie der Altäre und des Presbyteriums zu Säben. Noch in den Fünfzigerjahren wurden in Tirol theils begonnen, theils auch zu Ende geführt: die Restauration des Domes zu Trient unter Architekt A. Essenwein mit seinen alten Mosaiken, zu denen noch die musivische Ausschmückung der nördlichen Seitenapsis kam; ferner die Restaurirung der gothischen Kirchen zu Bludesch, Ridnaun, Lana, Naz, Kundl; des alten romanischen Kirchleins zu St. Florian bei Bozen, der Kirchen zu Piè di Castello bei Trient und in der Vill bei Neumarkt und mehrerer Flügelaltäre und Anderes noch mehr. In den anderen Kronländern südlich der Donau wurden gleichfalls allenthalben solche Arbeiten in Angriff genommen, von welchen erwähnt sein soll: die umfassenderen Wiederherstellungen an der Pfarrkirche in St. Steyr, des spätgothischen Friedhofkirchleins von St. Peter zu Salzburg, der Stiftskirche zu Neuberg in Steiermark, der Lechkirche in Graz, der Pfarrkirche zu Ischl durch den Architekten H. Michel, welche auch ein Altarblatt von Kupelwieser und einen umfassenden Freskencyklus von Mader erhielt, der Restauration des berühmten St. Wolfgang-Altares und des Presbyteriums der Wolfgangkirche am gleichnamigen See durch Architekt Bergmann, die Bloßlegung und Restauration des Domes von Spalato, der Kathedrale von Sebenico, des Baptisteriums zu Aquileja, des Domes zu Gurk, der Kirche von Deutsch-Altenburg an der Donau u. s. w.

In den Ländern nördlich der Donau, besonders in Böhmen, theilten sich hauptsächlich die Architekten Professor B. Grueber (Aegidikirche zu Nimburg, Katharinencapelle Sluperkirche zu Prag, Decanatskirche zu Pilsen, Maria Verkündigung zu Prag 2c.), welcher unter anderen auch die gewissenhaften Aufnahmen der interessanten gothischen Kirchen zu Kuttenberg durchführte, und Architekt Schmoranz (Katharinenkirche zu Chrudim und Decanatskirche daselbst) in die ersten Restaurationen. Zu Prag wurde ferner die umfassende Herstellung der Teynkirche am großen Ring unter der Leitung des Architekten und Steinmetzmeisters Kranner

in Angriff genommen. Ferner wurden früh begonnen die Restaurationen der Dompfarrkirche in Budweis, der gothischen Marienkirche zu Sedletz, der Mauritiuskirche in Olmütz und an der Decanatskirche zu Pisek wurde das gothische Haupt- und Seitenportal frei gelegt. In Krakau begannen 1858 die Vorarbeiten zur Restauration der Katharinenkirche und zum Wiederaufbau der Dreifaltigkeitskirche.

Auch Ungarn nahm regen Antheil an dieser Strömung, wie die schon 1845 bis 1867 unter Lippert's Leitung durchgeführte Restauration der früheren Krönungskirche, des St. Martinsdomes von Preßburg (eine Hallenkirche, gebaut von 1090 bis 1452) zeigt; ferner der Mathiaskirche am Dreifaltigkeitsplatz zu Ofen, die sogar 150 Jahre als Moschee diente, nach den Plänen Schuschek's, der Kirche des Clarissenklosters ebendaselbst; die Restauration des Elisabethdomes zu Kaschau unter Leitung des Architekten K. Gerstner.

In Siebenbürgen wurde zu Karlsburg der Thurm der Kathedrale restaurirt und für die Pfarrkirche in Klausenburg schon Mitte der Fünfzigerjahre die Errichtung eines neuen gothischen Thurmes in Aussicht genommen.

Bei all' dieser ungeahnt reichen Thätigkeit ist noch der großen Stifte zu gedenken und der Restaurationen alter Kreuzgänge, wie sie in Millstadt, Brixen und Pettau angefangen wurden, denen später die des altromanischen Kreuzganges vom Frauenstift am Nonnberg zu Salzburg folgte und in neuerer Zeit die zu Klosterneuburg, Heiligenkreuz und Zwettl. Letztere durch den Architekten H. v. Riewel.

Eine hervorragende Rolle unter den ersten Gothikern in Oesterreich-Ungarn gebührt auch dem Architekten J. Lippert, welcher 1857 mit der Restauration der gothischen Kirche von Maria Straßengel in Steiermark betraut wurde und bald darauf vom Erzbischofe von Olmütz den Auftrag zu einer gothischen Capelle für das Knabenseminar in Kremsier und vom Bischof von Raab zu einer gothischen Hauscapelle erhielt. Lippert ging auch an die Vorarbeiten zur Restauration des Domes von Agram (später von Friedrich Schmidt geleitet), dessen Aufnahme er durchführte und ist seitdem mit Kirchenbauten in Ungarn beschäftigt gewesen und Primatialarchitekt zu Gran.

Als Muster aller dieser Unternehmungen muß in technischer, künstlerischer und archäologischer Beziehung aber die im größten Style organisirte Restauration von St. Stephan zu Wien betrachtet werden. Der Antheil von Dombaumeister Ernst wurde schon erwähnt und diene zur Ergänzung, daß in die jetzt geschilderte Zeit die (1857 voll-

zogene) Gründung eines Dombauvereins fällt und daß von 1858 und 1859 an auch der Staat und die Commune Wien sich mit namhaften Beiträgen betheiligten.

Der Erfolg so intensiver Vertiefung in die alten Originalwerke in wissenschaftlicher und künstlerischer Beziehung und die Rückwirkung auf die eigene schöpferische Thätigkeit konnte nicht ausbleiben. Im Zusammenhange mit den Bedenken, welche so manche unreife Frucht des Stylerfindenwollens erweckte, kam immer mehr die Idee zur Geltung, daß nur in der Reinheit und Echtheit des Styles allein alle Kraft und Wirkung liege, daß jedes Abweichen hiervon störend wirke und von Uebel sei. Ein wesentlich anderes künstlerisches Glaubensbekenntniß als das der Romantiker. Freilich hatte schon Rumohr das Zurückgehen auf die alten Stylmuster verlangt, die er die Incunabeln der Kunst nannte, aber jetzt erst fand die Idee allenthalben Glauben, jetzt erst war sie, sozusagen, handgreiflich geworden, an der Hand praktischer Erfahrung, an der Hand thatsächlicher Mißerfolge.

So weit war die Entwickelung der Ideen gediehen, als neuerdings der Concurs zu einem großen Kirchenbau in Wien zur Ausschreibung kam, zum Baue der Votivkirche. Es waren 75 Projecte eingelaufen und darunter hervorragende Conceptionen von allen bedeutenden Gothikern Deutschlands und Oesterreichs, von Friedrich Schmidt, V. Statz, G. Ungewitter, H. Riewel und Anderen. Alle Projecte waren gothisch, und zwar meist rein und streng in der Durchführung. Am 10. Juni 1855 wurde dem jungen Wiener Architekten Heinrich Ferstel der erste Preis zuerkannt und sein Entwurf zur Ausführung bestimmt. Ferstel (geb. zu Wien 1828, gest. 1882), damals erst 27 Jahre alt, hatte kaum seine Studien vollendet und nur erst den Barbara-Altar zu St. Stephan im Verein mit Architekt Stache ausgeführt. Dennoch war sein Entwurf eine reife Meisterleistung, eine Leistung, wie sie nur zehn Jahre früher überhaupt eine Unmöglichkeit gewesen wäre, so sichtbar rasch eilte die Zeit ihren Zielen entgegen. Es hieße Allbekanntes wiederholen, die Anordnung dieses größten Werkes unserer neueren Kirchenbaukunst beschreiben zu wollen. Der Grundgedanke der Conception muß aber hervorgehoben werden, weil er charakteristisch ist für die Phase der Entwickelung, in der er entstand. Wenn nämlich gesagt wurde, daß zehn Jahre vorher ein solcher Plan hätte nicht geboten werden können, weil die Vertiefung in die echte alte Gothik, weil die Kenntniß ihrer sämmtlichen Mittel und Motive noch nicht weit genug gediehen war, so kann mit demselben Rechte auch behauptet werden,

daß heute schon die leitenden Grundsätze dieses Werkes nicht mehr die unseren sind und ein eben solcher Bau kaum jemals mehr entstehen wird. Es sei erlaubt, zur genauen Bezeichnung des Platzes, den er in der Entwickelung einnimmt, weiter auszuholen. Wenn Jemand das Typische aller gothischen Dome sammelte und daraus das Interessanteste und Wesentlichste auswählte, um einer dafür interessirten Zuhörerschaft den Kern der Sache, etwa in einem Vortrage, so recht deutlich und klar vor Augen zu stellen, so wird kein einzelnes Beispiel der alten Kunst ihm hierzu vollkommen tauglich sein; er wird entweder Vieles bringen müssen und dadurch den beabsichtigten Gesammteindruck verzetteln, oder er wird sogenannte Schemata selbst combiniren müssen, wie sie thatsächlich zu solchen Zwecken schon mehrfach gegeben wurden. Wenn die Sache vollkommen gelingt, so wird, durch Worte hervorgezaubert, ein allgemeines Bild dessen, was der gothische Kirchenbau in seiner höchsten Entwickelung denn eigentlich gewesen sei, in der Phantasie der Zuhörer entstehen. Nun wohl, hier steht dieses Phantasiebild leibhaft verkörpert, in Stein gemeißelt vor den Augen des Volkes. Gerade ein solches Phantasiebild war es aber, das der ganzen Zeit ahnungsvoll vorschwebte. Der junge Künstler, der selbst noch ganz der Verehrung und dem Studium der alten Meister hingegeben war, hat es zu bauen, zu verwirklichen gewußt, und so wurde er denn mit dem freudigen Zuspruch aller Kreise der Kunst belohnt, denn es war ihr Gedanke, ihr Wunsch, den er zu fassen und auszudrücken verstand.

Auch an die technische Ausführung dieses majestätischen Werkes knüpfen sich hochwichtige Errungenschaften. Gleichfalls nach dem Vorbilde der mittelalterlichen Steinmetzhütten wurde sogleich die Anlage einer Bauhütte beschlossen, Lehrlinge nach eigenem Statut zur Ausbildung wurden angenommen und das Ganze in eigener Regie zu bauen begonnen. Zum Vorstande dieser Hütte wurde der Architekt und Steinmetz J. Kranner (geb. zu Prag 1801, gest. 1871) aus Prag berufen, nach dessen Tode H. v. Riewel das Werk vollendete. Auch diese Unternehmung gelang vollkommen und es wurde thatsächlich eine neue Generation von Steinmetzen erzogen, welche mit Leichtigkeit ihre Maßwerke und selbst als Bildhauer ihre Krappen und Kreuzrosen frei aus dem Stein hervorbrachten. Hiermit war die Periode der reinen strengen Gothik für Oesterreich in glänzender Weise begonnen.

Der Einfluß dieses Baues auf alle Kunstzweige auch über die Grenzen der kirchlichen Kunst hinaus war ein mächtiger; Ferstel selbst aber war späterhin merkwürdigerweise wenig mit kirchlichen Aufträgen

in Anspruch genommen. Von größeren Werken sind nur zu nennen die dreischiffige evangelische Kirche in Brünn, die katholische Kirche in Schönau bei Teplitz und der neue Hauptaltar in der Schottenkirche in Wien.

Von immer größerer Bedeutung wurde von nun an aber auch der hervorragende Einfluß, der von den ersten Kirchenfürsten in Oesterreich und Ungarn ausging. Schon lange vorher war in Ungarn der Bau der stolzen Domkirche zu Gran mit der weithinragenden Kuppel unter Fürst Primas Cardinal Rudnay 1821 nach den Entwürfen Kühnel's begonnen als der sichtbare Ausdruck des ungarischen Primates. In den Fünfzigerjahren, in welchen bis 1856 dieser Kolossalbau seiner Vollendung entgegenreifte, wurde ihm allerdings nicht die gebührende Aufmerksamkeit zu Theil, denn der Bau war ja nicht gothisch. Dem Beispiele des Fürst-Primas folgte der auch als Dichter bekannte Erzbischof L. Pyrker von Erlau, der auch für seinen Bischofsitz einen würdigen Dom begann durch Architekt Hild 1837 in italienischer Renaissance, der noch frühen Jahrzahl angemessen. Als erster großer Kirchenerbauer nach neuer Richtung ist Dr. Stroßmayer zu nennen, dessen gewaltiger Dombau von Diakovar schon erwähnt wurde. Einen geradezu heroischen Entschluß muß man die Idee Bischof Rudigier's nennen, auch in Linz mit beschränkten Mitteln die Gründung eines Dombaues im größten Style zu wagen. Dieser streng gothische Mariendom wird seit 1859 allmählich weiter geführt nach den Entwürfen des Kölner Architekten V. Statz. Für Wien begann eine neue Aera des vom Bischofsitze ausgehenden Kirchenbaues unter Cardinal Rauscher und diese kann als epochemachend bezeichnet werden, weil sie mit einem anderen Ereignisse von größter Tragweite zusammenhing, nämlich mit der 1859 erfolgten Berufung des ein Jahr vorher in Mailand thätigen Kölner Dombau-Architekten Friedrich Schmidt, der in rascher Folge eine ganze Reihe von Kirchen ausführte, nämlich die 1859 begonnene Lazaristenkirche am Schottenfeld, die Weißgärber Pfarrkirche 1864, die Brigittenauer 1867, die Lazaristenkirche in Neuwähring 1875, die Pfarrkirche in Fünfhaus 1867 begonnen, dann später noch die Pfarrkirche in Weinhaus und zuletzt die Capelle im Sühnhaus. Auch der als Capelle benützte Festsaal des akademischen Gymnasiums wäre zu erwähnen.

Mit Friedrich v. Schmidt hielt nicht nur der unbestritten größte Gothiker unserer Zeit, sondern auch der Vertreter und Bahnbrecher ganz bestimmter baulicher Principien seinen Einzug in Wien; er ist in erster Linie Meister des Steinbaues und der materialgerechten unver-

hüllten Construction. Mit ihm kam die Schule des Kölner Dombaues und die kräftige schwäbische Art der Architekturempfindung nach Oesterreich. Das Merkwürdigste und ihm allein Eigenste ist aber wohl sein Verhältniß zu den alten Meistern. Diesen gegenüber verhält er sich nicht sowohl als Wiederbeleber oder Nachahmer, sondern geradezu wie ein unmittelbarer Nachfolger, wie einer aus ihrem Kreise selbst. So schuf er denn nicht ängstlich wählend und zusammensetzend, sondern stets frei nach den einmal festgestellten Principien, aus einem für jedes Werk angenommenen Grundgedanken heraus construirend und entwickelnd, und so wurde denn auch jede folgende Conception immer wieder ein Neues und jede der bereits angeführten Wiener Kirchen wurde zu einem Ereigniß im Gebiete des Kirchenbaues bis zur Durchführung des centralen Kuppelbaues in Fünfhaus, jenes Unicums im Gebiete der Gothik. Gleich bewundernswerth ist hierbei die nie versiegende Mannigfaltigkeit immer neuer Combinationen und Lösungen, sowie die ungeheuere Schaffenskraft, die es ihm ermöglichte, nebst einer ungemeinen Menge von Kirchenbauten in Deutschland noch Pläne für Bauten in Schweden, Italien, Frankreich und einen großen gothischen Dom für China zu entwerfen. Von österreichischen Kirchenbauten Schmidt's sind noch zu nennen: die Lazaristenkirche in Graz, die gräflich Thun'sche Hauscapelle in Tetschen, die Kirche in Bruck im Pinzgau, die Kirchen in Wildbad Gastein, in Tischnowitz und zu Weiler in Vorarlberg, endlich noch die St. Niclaskirche in Innsbruck. An Restaurationen sind zu nennen: die der Stephanskirche in Braunau, der Markuskirche in Agram, der Pfarrkirche zu St. Steyer, die Restaurationen zu Klosterneuburg und der Dome in Agram und in Fünfkirchen. Seit 1862 ist Schmidt Dombaumeister zu St. Stephan und hat als solcher den großen Thurmhelm vollendet, die herrliche Kanzel restaurirt, die alten Heidenthürme und Theile der Façade wieder hergestellt und einen großen Theil des Innern pietätvoll und mustergültig in Ordnung gebracht. Auch zu St. Stephan wurde eine Bauhütte eingerichtet, welcher als Bauführer nach der Reihe vorstanden: Ernst jun., Mocker, derzeit Dombaumeister in Prag, Wächter, Laužil, derzeit Director der Staatsgewerbeschule in Graz und Architekt Herrmann. Von nachhaltigem Einflusse auf das kirchliche Bauwesen in Oesterreich ist auch die hervorragende Thätigkeit Schmidt's als Lehrer an der Akademie. Eine ganze Generation jüngerer Architekten nennt sich mit Stolz seine Schüler und tragen seine architektonischen Grundsätze in weiteste Kreise.

Bei einer so wahrhaft großartigen Bauentwickelung konnte es nicht ausbleiben, daß auch alle übrigen Künste lebendig wurden. Der ersten Werke der wieder erneuten Frescomalerei in der Jägerzeiler- und Altlerchenfelderkirche wurde schon gedacht. Die ersten Glasgemälde für den Dom von St. Stephan wurden nach Führich's Cartons unter Dombaumeister Ernst von Geyling angefertigt. 1861 erfolgte die Gründung der Glasmalereianstalt in Innsbruck durch Architekt Vonstadl, Historienmaler Mader und durch Neuhauser. Zu europäischen Ruf gelangte der Führichschüler H. Klein durch seine zahlreichen Entwürfe zu Glasfenstern. Klein gehörte aber in diesen Entwürfen nicht mehr zu den Romantikern, sondern auch hier, im Gebiete der Malerei, machte sich die Strömung der Zeit geltend und verlangte strenge Nachahmung der alten gothischen Muster mit aller Ungelenkheit in der Bewegung, mit all' den noch unperspectivischen Zeichenmanieren u. dgl. m. Klein und seine Gesinnungsgenossen kamen diesen stylistisch strengen Anforderungen gewissenhaft nach, während Mader in seinem Freskencyklus der Ischler Kirche sich freier hielt in der Art von Steinle und Heß. Steinle selbst, obwohl ein geborener Wiener und der Träger der religiösen Historienmalerei in Deutschland, erhielt für österreichische Kirchen nur einen einzigen Auftrag, und zwar zu einem Glasgemälde für die Votivkirche.

Von Heß enthält nur der Dom zu Gran ein Altarblatt. Auch Meister Führich konnte nach Vollendung der Lerchenfelderkirche keine Wände mehr finden für seine tiefernsten Compositionen und seine gewaltige Zeichnung. Er mußte sich's mit dem Holzschnitt und kleinen Staffeleibildern genügen lassen, während allenthalben Kirche um Kirche neu entstand. Auch das lag in der Zeit, denn die rein constructive Gothik hat keinen Raum für den Maler großer Fresken und der Architekt, der alles allein besorgt, erübrigt höchstens ein paar winzig kleine Flächen in den Conchen oder etliche Zwickel an den Gewölben für untergeordnete figurale Darstellungen. Die mitunter reiche Polychromie unserer neugothischen Kirchen ist daher vorwiegend ornamental architektonisch. In dieser Richtung wurde Bedeutendes geleistet besonders durch die Brüder Karl und Franz Jobst, welche die innere Polychromie der Brigittenauer- und Weißgärberkirche herstellten, auch an den Malereien in der Votivkirche betheiligt waren und an Anderem. In der Fünfhauserkirche stammt die figurale Bemalung von A. Mayer und K. Schönbrunner und die decorative von F. Schönbrunner. In der Votivkirche sind die Cartons zu einigen Glasgemälden und die Fresken in

dem Vierungsgewölbe von Laufberger, einige andere von Wörndle und ein Theil der decorativen Bemalung von Jobst.

Eine Heimstätte zu tiefernstem, aber nur zu wenig beachtetem und gewürdigtem Schaffen fand Trenkwald in der Votivkirche. Von ihm sind die Cartons zu den Mosaiken des Altarbaldachins, welche Papst Pius IX. als Geschenk in der päpstlichen Mosaikanstalt in Rom anfertigen ließ. Höchst anziehend in der Composition und tüchtig in der Ausführung sind die Bilder Trenkwald's in den Absidialcapellen. Es ist dies ein Bildercyklus feinster Art in echt Schwind'schem Geiste, voll Wärme, Leben und echtem großen Stylgefühle, eine Oase in der Wüste moderner naturalistischer Malerei. Gerade deshalb aber kümmert sich Niemand um diese Werke stillen beschaulichen Schaffens. Auch die Glasgemälde Kratzmann's verdienen noch hervorgehoben zu werden.

Hauptsächlich die Votivkirche ist zu einer Stätte figuraler kirchlicher Plastik geworden. Der Hauptbildhauer war hier H. Gasser. Seine Meisterstücke sind das Tympanon und Giebelfeld des Hauptportales. Außerdem enthält die Votivkirche Werke von Benk, Melnitzky, Bauer, Erler, Pilz, Schmiedgruber, Preleuthner und Anderen. Die Orgel ist nach Zeichnungen des Architekten H. v. Riewel (derzeit Fachvorstand an der Staatsgewerbeschule in Wien) von dem Altarbildhauer Westreicher in Linz ausgeführt; die Glocken von der bekannten Firma Hilzer und Sohn in Wiener-Neustadt.

So sproßte neues Leben allenthalben um diese großen Bauwerke und eine feste Stylrichtung wenigstens für das kirchliche Bauwesen schien für immer gesichert zu sein.

Der Münchener Versuch, auch den Basilicabau wieder zu beleben, fand in Oesterreich nirgends Nachahmung, obwohl Bunsen diese Form als die allein echte und richtige für die christliche Kirche erklärt hatte.

Ein in seiner Art glänzend gelungenes Beispiel der Anwendung des byzantinischen Styles gab Th. Hansen in seiner griechischen Kirche am alten Fleischmarkt in Wien. Die Anwendung dieses Styles blieb aber vereinzelt, obwohl es nicht an Stimmen fehlte (allerdings nur für kurze Zeit), welche auch diesen Styl als den allein richtigen für die Zukunft bezeichneten, weil er noch bildungsfähig sei, indem er nicht ganz zur Durchbildung gelangt sei.

Noch vereinzelter steht das Beispiel einer echt englisch-gothischen kleinen Landkirche da. Es ist die englische Kirche zu Marienbad, welche von dem berühmtesten englischen Gothiker Scott daselbst erbaut wurde. Glasgemälde, Bronzen 2c. kamen direct aus England von den ersten

Firmen. Der Bau selbst wurde bis in's kleinste Detail in echt englischer Weise hergestellt, ist bei aller Kleinheit und Einfachheit in jeder Beziehung mustergültig und interessant, findet aber bei der einheimischen Bevölkerung nicht den geringsten Anklang; er ist ein unverstandener Fremdling. So blieb denn verhältnißmäßig lange für unsere raschlebige Zeit alles ruhig bei dem festgefügten System und als anderwärts im Profanbaue die Renaissance allenthalben schon dominirte und der weitere Bau gothischer Wohnhäuser bereits als Unding galt, entstand, wie von selbst, eine Art Compromiß, welcher besagte: Kirchen sind selbstverständlich ausschließlich gothisch zu bauen, alles andere aber gehört der Renaissance; damals noch strengere italienische oder sogenannte griechische.

Aber auch das sollte anders werden. Zuerst wurden Stimmen laut, welche die schweren Erhaltungskosten und ewigen Restaurationen an den zierlichen Maßwerken und Steinspitzen der gothischen Werke bemängelten, so daß bei größeren Domen das Bauen thatsächlich niemals aufhört, weil immer wieder an der einen Seite begonnen werden müsse, wenn die Restaurationen auf der anderen Seite zu Ende sind. Dann wurde auch auf die nothwendigerweise derbe, ja ungeschlachte Farbengebung hingewiesen, die man aber nicht verfeinern könne, weil man sonst aus der Rolle falle. Ebenso wurde die Unterdrückung der großen Malerei, die leidige Nothwendigkeit eckig und falsch zu zeichnen, weil die Figuren sonst nicht in den Styl passen würden, hervorgehoben. Das große Publicum fand im Allgemeinen den Eindruck besonders des Inneren für unsere Empfindung gar zu ernst, ja düster; die Kenner aber entdeckten täglich neue Momente, welche aus technischen Gründen und aus Gründen der gänzlich veränderten Productionsverhältnisse und Handwerksgebräuche es klar machten, daß eine wahrhaft getreue Wiedergabe der echten alten Gothik ein Ding der Unmöglichkeit sei; die Neugothik aber denn doch nicht den Geist unserer Zeit frei und ungehindert auszudrücken vermöge. Wo aber einmal die Kritik ihr zersetzendes Werk begonnen, da erlahmt die Begeisterung und so trat denn eine allmähliche Ernüchterung an Stelle des ursprünglichen Feuereifers. Das Entdecken alter Werke hatte den Reiz verloren, denn es war eben nicht mehr viel zu entdecken und über das Gefundene war nicht mehr viel wesentlich Neues zu sagen. So wurde denn bereits in den Siebzigerjahren die Gothik endlich als etwas Allbekanntes, Gebräuchliches hingenommen, über das man sich nicht sonderlich in Aufregung zu versetzen braucht.

Unter solchen Verhältnissen kam es, daß der an sich geringfügige kleine Neubau der Mechitaristenkirche in Wien eine lebhafte literarische Besprechung hervorrief. Der Bau wurde 1872 durchgeführt, und zwar schnurgerade entgegen dem allein herrschenden Dogma, daß jede Kirche selbstverständlich gothisch sein müsse, in deutscher Renaissance, deren Wiederbelebung damals gerade erst aufzudämmern begann. Bei Beginn des Baues war das Werk von Lübke „Ueber die Geschichte der deutschen Renaissance“ noch nicht erschienen und von Ortwein's Publication lagen nur die ersten Lieferungen vor. Die öffentliche Meinung erklärte es einhellig als erfreuliches Ereigniß, daß nunmehr auch auf kirchlichem Boden der Bann der Gothik gebrochen sei und thatsächlich gehört der neueste Kirchenbau der Renaissance wieder an.

In erster Linie wendete sich eine der entscheidendsten Instanzen, das Wiener erzbischöfliche Consistorium, dieser Richtung zu und Baurath Bergmann, welcher einige Jahre früher die Karolinenkirche im IV. Bezirk noch gothisch erbaut hatte, errichtete jetzt im X. Bezirk einen Kirchenbau im Style der italienischen Renaissance. Die vollständige Wandlung aller ursprünglichen Ideen war hiermit abgeschlossen. Vor Allem kam im Laufe der Entwickelung immer mehr die Ansicht zur Geltung, daß die Stylfrage eine rein technisch-künstlerische sei und nicht als religiöse Angelegenheit aufzufassen sei. Man hatte eben alle Style der Reihe nach durchprobirt und gefunden, daß sich in jedem derselben die verschiedensten Stimmungen, auch die des Großen und Erhabenen, hervorbringen lassen, und daß kirchlicher Ernst dem Renaissancebau ebenso innewohnen könne, wie dem Gothischen. Jetzt fing man wieder an, die Peterskirche in Rom als ein erhabenes Denkmal kirchlicher Kunst zu feiern, über welche G. Müller noch vor erst 25 Jahren unter dem einhelligen Beifalle aller Kunstgenossen das folgende Urtheil verkündet hatte: „So ist es gekommen, daß der Bau der Peterskirche die Zahl jener Baudenkmäler, welche die göttlichen Kräfte des schaffenden Menschengeistes beurkunden, nicht nur nicht vermehrte, sondern daß er die Veranlassung einer falschen und verderblichen Richtung in der Baukunst wurde, die in ihrer nachherigen völligen Entartung Werke errichtete, die ein bejammernswerthes Bild von jenem Grade der Verwirrung sind, in welchen das menschliche Schaffen gerathen kann, wenn es von Wahrhaftigkeit und Reinheit, von Vernunft und Maß, kurz wenn es vom guten Geiste verlassen ist. Man bedenke, mit welcher ungewöhnlichen Würde und Größe sich die mittelalterlichen Motive an der ungeheuren Vorderseite des St. Peter-Domes hätten

ausbilden lassen, und man wird mit Trauer empfinden, wie entsetzlich die Baumeister jenes Domes eine großartige Aufgabe der Kunst mißbraucht haben. Ebenso unbefriedigend wurde die Aufgabe der christlichen Kunst im Inneren der Peterskirche gelöst. Die schönen Pfeilerbildungen der christlichen Kirchenbaukunst wurden mit riesigen Pilasterstellungen vertauscht; die sinnreichen Kreuzgewölbe der christlichen Dome wurden dem römischen Tonnengewölbe hintangesetzt; jener blaue Himmel mit zahllosen goldenen Sternen mußte einer inhaltlosen Nachahmung des Cassettengewölbes im Pantheon weichen" &c.

Heute würde dieses übersprudelnd leidenschaftliche Urtheil wohl Niemand mehr unterschreiben; ebensowenig, wie das ihm entgegenstehende gleichfalls voreingenommene des Vasari, der alle Werke des gothischen Styles als schlechtweg barbarisch erklärte und Denjenigen als den Helden einer ruhmeswerthen That feiern wollte, welcher sie allesammt vom Erdboden vertilgen würde, da sie Anderes nicht verdienten. Heute, wo wir genaue praktische Einsicht in das Wesen aller Stylrichtungen genommen haben, urtheilen wir freier über diese Angelegenheit und es sind selbst Stimmen laut geworden, welche meinten, daß das Bauen in allen Stylen ganz nach Belieben eben der Styl unserer Zeit sei. Ein solcher bis zur Gleichgültigkeit kühler und in seinem Wesen eigentlich sinnloser Ausspruch, kann aber nie und nimmer ein Princip sein, das den Künstler erwärmt und begeistert, auf das sich die Kunst einer Zeit gründen läßt. Dieses Princip gilt heute auch nur in den Fabriken, wo nur des Erwerbes halber jede beliebige Marktwaare erzeugt wird. In der wahren lebendigen Kunst kam dagegen Barocke und Rococo an die Reihe, aber kaum zu einer nur annähernd ähnlichen Wiederbelebung wie der griechische Styl, der Romanismus, die Gothik und selbst Byzantinismus und Altchristliches. Barocke und Rococo werden nicht mehr ernst genommen; sie werden hastig überstürzt, gerade nur, um denn auch noch flüchtig daran gewesen zu sein. Die Ursache dieser auffälligen Erscheinung liegt durchaus nicht in den Stylen, die trotz aller zeitlichen Nähe uns sehr fremd geworden waren, die groß in ihrer Art, uns viel zu lernen und zu behalten geben würden. Es sei nur an die Sicherheit und Größe erinnert, mit welcher die alten Meister dieses Styles ganze Gebäudecomplexe (Kirchen und Klöster) zu einander zu stellen, wie sie wirkungsvolle Kirchenplätze und überhaupt große Ensembles zu gruppiren verstanden. Die Ursache, warum wir es mit diesen letzten Stylgattungen nicht mehr so genau nehmen, liegt in uns selbst, weil wir am Ende einer langen mühevollen

Lehr- und Lernzeit immer deutlicher gewahr wurden, worauf denn das Ganze hinauslaufe. Anfangs glaubten wir steif und fest, in jeder neu dem Studium unterzogenen Stylrichtung die Fährte des gesuchten allein seligmachenden Styles unserer Zeit gefunden zu haben. Jetzt, am Ende dieser so merkwürdig systematischen Lehrzeit, sehen wir, daß alles Täuschung war, daß wir nur zu lernen hatten, und vom Standpunkte dieser Selbsterkenntniß aus sind wir schlechterdings unfähig, die gleiche Herzensgluth der als bloßes Studienobject erkannten Barocke entgegen zu bringen, welche den anderen Stylen ja auch nur genau so lange galt, als wir in der Täuschung befangen waren, in ihnen den erlösenden Ausweg gefunden zu haben. So sind wir also nach langem Ringen wieder beim Ausgangspunkte angelangt, es sei frank und frei herausgesagt, bei der Erfindung des sogenannten neuen Styles.

Diese Idee ist in der nunmehr abgeschlossenen Periode des strengen Stylstudiums arg verlästert worden und doch war sie allein die geheime Triebfeder all' dieser bis zum Aeußersten angespannten Arbeit. Also hinweg mit jeder Selbsttäuschung! Es ist nicht anders, wir stehen im Wesentlichen wieder auf dem Boden, auf dem Ziebland, Müller und Van der Nüll standen.

Nirgends kann man dies deutlicher sehen als an der großen baulichen Entwickelung Wiens. Der erste große Monumentalbau, das Opernhaus, ist ein Versuch, eine neue Renaissance zu gestalten, durch Aufnahme gothischer Elemente. Der jüngst vollendete große Monumentalbau, das Rathhaus, will im Wesentlichen dasselbe, nämlich eine neue Gothik durch Aufnahme von Renaissance-Elementen. Dazwischen liegt die Periode der Stylreinheit. Es ist ein Zeugniß ungewöhnlicher innerer künstlerischer Kraft, daß Meister Schmidt beide Bahnen durcheilt hat. Ueber sein Rathhaus sagte er selbst in einem hierüber 1877 im österreichischen Museum für Kunst und Industrie gehaltenen Vortrag wörtlich: „Wenn an mich die Frage gerichtet wird, in welchem Style das Rathhaus gebaut sei, ob gothisch, so muß ich offen bekennen, daß ich es nicht weiß. Wenn man mich früge, ob es im Style der Renaissance gebaut sei, so muß ich antworten, daß ich es nicht glaube; wenn aber irgend etwas charakteristisch für den Styl des Baues ist, so mag es der Geist der Neuzeit im eigentlichen Sinne des Wortes sein, der sich voll in ihm ausspricht."

Ist das etwas Anderes als die eingangs erwähnte Forderung Ziebland's, in der Architektur den Genius der eigenen neuen Zeit auszudrücken?

Noch in den Sechzigerjahren wäre Derjenige literarisch gesteinigt worden, der solche Worte auszusprechen gewagt hätte. Es that dies aber auch Niemand. Heute dagegen sind derlei Aussprüche an der Tagesordnung. Noch ein Beispiel für viele: Es erscheint seit 1886 ein Werk, „Die Pflanze in Kunst und Gewerbe“. Im Prospect heißt es: „Hat die Gegenwart schon kein eigenes künstlerisches Gepräge im Sinne eines scharfumrissenen Styles, so strebt sie doch nach einer indirecten Selbstständigkeit dadurch, daß sie über den übernommenen Vorrath mit vollster Freiheit zu ihren anders gewordenen Culturzwecken schaltet und waltet. An dem uralten Thema der Pflanze, die allen Völkern der Erde das wichtigste Material des Kunststudiums gewesen, wollen wir abermals unser Können üben, jedoch in demjenigen zwiefachen Sinne, wodurch sich eben unsere Kunstrichtung charakterisiren muß: Erstens, indem wir anwenden, was wir von der Vorzeit gelernt und zweitens, indem wir in der Sprache unserer Zeit verkünden, was wir in jener edlen Schule in uns aufgenommen haben. Dann glauben wir, wird unser Werk in seinem Antlitze die Züge vornehmer Ahnen mit dem frischen Ausdrucke blühenden Lebens vereinigen.“

Zur Zeit des Concurses um die Votivkirche hätte ein solches Programm für veraltet gegolten, für verwerflich eklektisch; heute hat es als elementare Macht sogar die Akademien innerlich verwandelt, obwohl sie äußerlich noch den Typus tragen, den sie in der Periode der Stylstrenge erhielten. Entsprechend den streng stylistischen Anforderungen wurden an allen Architekturschulen Oesterreichs und Deutschlands verschiedene Meisterschulen nach Stylen eingerichtet, eine für Gothik, eine andere für Renaissance, etwa noch eine dritte für die griechische Stylrichtung. Jeder Akademiker wählte sich seine Stylrichtung, bei der er mit Stolz verblieb. Die Meisterschulen nach Stylen geordnet, bestehen heute auch noch, aber die jungen Akademiker betrachten die Wahl nicht mehr als ernste Angelegenheit des künstlerischen Glaubensbekenntnisses, sondern wandern nach Jahrgängen aus einer Schule in die andere, um alles kennen zu lernen und dann sich selbst zu vertrauen.

So haben wir denn in seltsam rascher Folge ein Stück Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes miterlebt und gewiß staunenerregend muß der Umstand wirken, daß sich dabei alles so streng logisch entwickelte, dabei aber zugleich keiner der Mitbetheiligten den einheitlichen Gesammtweg überblicken konnte. Jeder meinte zu schieben und war doch selbst nur geschoben in Folge der inneren Nothwendigkeit des Zusammenhanges.

Wenn nun aber auch das Ziel, das heute angestrebt wird, wieder dasselbe ist, nämlich Selbstständigkeit in der Kunst; die Mittel sind doch wesentlich verschieden. Die kindlichen Träume, daß der Einzelne einen Styl schaffen könne, beirren uns nicht mehr und vor groben Mißgriffen eines primitiven Eklekticismus sind wir bewahrt, denn wir verfügen nun über die genaue Kenntniß aller Mittel der einzelnen Stylgattungen und lernen mit jedem Tage schärfer beurtheilen, was zusammenpaßt und was sich gegenseitig ausschließt.

Von dieser Excursion auf das Gesammtgebiet der Architektur wieder zurückkehrend zur Entwickelung des Kirchenbaues, ist noch Einiges zur Vervollständigung des Bildes anzuführen.

Die Wiederaufnahme des Renaissancekirchenbaues ist, wie gezeigt, eine rein interne Kunstangelegenheit. Gerade diese wurde aber sowohl von der Geistlichkeit als auch von den Laien freudig begrüßt, und zwar hauptsächlich aus folgenden Gründen: Besonders im Gegensatze zur Gothik gestattet der Renaissancebau eine freiere, breitere Raumentfaltung mit mehr Licht, mit freierem Gesammtüberblick, besserer Sichtbarkeit der Altäre und der Kanzel und in der Regel ist er auch besser akustisch. Alle antiquarischen oder sonst wie immer gearteten eingebildeten oder wirklichen Bedenken müssen aber schweigen dem Umstande gegenüber, daß dieser Styl allein die volle Entfaltung der Malerei und Plastik auf der Höhe ihrer Entwickelung zuläßt.

Was die angebliche constructive Inferiorität des Gewölbebaues gegenüber der Gothik betrifft, so ist dies ein Mährlein aus der Sturm- und Kampfperiode der ersten Zeit der Neugothik, an das heute Niemand ernstlich mehr glaubt. Daß die Renaissance nur die Nachahmung der römischen Antike und diese wieder nur die Verschlechterung der griechischen sei, glaubt heute Niemand mehr; wir wissen vielmehr, daß die gesammten Errungenschaften des mittelalterlichen Gewölbebaues als Erbschaft an die Renaissance übergegangen sind, daß eben dadurch der Wölbebau derselben sich wesentlich von dem noch elementareren der Römer unterscheidet und daß speciell im Renaissancekirchenbau alle constructiven Elemente des gothischen Domes latent enthalten sind: Die Strebepfeiler, die Strebebogen, die Theilung und Leitung des Gewölbeschubes durch große Kappen und daß endlich beim Kuppelbau und durch die mannigfache Anwendung der sogenannten Platzel neue und belangreiche Probleme der Wölbekunst gelöst wurden. Gerade dadurch, daß die Renaissance, als höher entwickelte Kunst, lediglich auf die beabsichtigte Wirkung lossteuert, nicht aber auch das nackte, rohe Skelet der

Construction dem Beschauer darbietet, wird es möglich, constructiv alles zu gebrauchen, was gut und zweckdienlich ist, ja selbst neu auftauchende Hülfsmittel der Construction in sich aufzunehmen und zu verdauen. So ist gerade ihr die größte Freiheit der Bewegung eigen, vermöge der sie allen Anforderungen zu folgen im Stande ist. Das ist es aber gerade, was unseren so mannigfachen Bedürfnissen entspricht. Der Renaissancebau (diese Stylbezeichnung hier immer im weitesten Sinne genommen) kann in kostbarstem Materiale monumental ausgeführt werden, aber, wenn es sein müßte, auch mit so weit gehender Sparung am Steinmaterial, wie es in der Gothik geradezu unmöglich wäre. Er läßt sich sogar dem Untergrunde und den dadurch bedingten Fundirungsanforderungen anpassen, während der Gothiker bei schlechtem Boden genöthigt ist, den im Oberbau auf einzelne Punkte concentrirten Druck durch ein förmliches Spiegelbild von Gurten und Wölbungen unter der Erde wieder künstlich auf große Flächen zu vertheilen, wie es bei den kostspieligen Fundirungen der Kirche de la Bastide zu Bordeaux, der St. Johanneskirche zu Altona und anderen wirklich geschah.

So sehen wir denn der weiteren Entwickelung getrost entgegen und hoffen vor Allem, daß die Pflege des Renaissancekirchenbaues der großen Frescomalerei diejenigen Flächen zu würdiger Entfaltung bietet, welche die strenge Gothik hartnäckig verweigerte. Wenn es dieser Richtung gelänge, die großen Künste der Malerei, Plastik und Architektur wieder so in einen harmonischen Zusammenklang zu vereinen, daß jede dieser Schwesterkünste wieder gleichartig zur Geltung käme, wieder ihr Höchstes darbieten könnte zum gemeinsamen Werk, dann würde diese neue Richtung so Großes für die Kunstentfaltung geleistet haben, als es nur je geleistet wurde und zugleich auch dasjenige, was der Kunst unserer Zeit, in ihrer Zersplitterung nach Specialfächern, am meisten noththut.

Juliane Herzogin von Giovane.

Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärungsliteratur in Oesterreich.

Von Dr. E. Guglia.

Unter den Landsleuten, welche Goethe während seines zweiten Aufenthalts in Neapel im Sommer 1787 kennen lernte, nennt er auch die Herzogin von Giovane. Am Vorabend seiner Abreise, dem Samstag vor dem Dreifaltigkeitsfest, besuchte er sie im königlichen Schlosse, wo sie als zum Hofstaat der Königin Karoline gehörig wohnte. In den Briefen, die er an die Freunde in die Heimath sandte, entwirft er eine sehr anziehende Schilderung von dieser Frau: „Eine wohlgestaltete junge Dame von sehr zarter und sittlicher Unterhaltung.“ In eifrigem Gespräch verweilte er mit ihr bis zu einbrechender Nacht, dann führte sie ihn an ein Fenster, von wo aus man des herrlichsten Anblicks auf das Meer und den Vesuv genoß. „Meer und Erde, Fels und Wachsthum lagen deutlich in der Abenddämmerung vor den Beiden, klar und freundlich in einer zauberhaften Ruhe“. Die Herzogin — Goethe nennt sie seine Wirthin, weil ihm „nicht leicht eine köstlichere Abendmahlzeit zubereitet werden konnte“ — ließ die Kerzen an die Gegenseite des Zimmers stellen, so daß sie, selbst in Dunkelheit, die Landschaft desto reiner im Mondenglanz vor sich sahen. „Die schöne Frau,“ schreibt der Dichter, „vom Monde beleuchtet — als Vordergrund dieses unglaublichen Bildes — schien nur immer schöner zu werden, ja ihre Lieblichkeit vermehrte sich besonders dadurch, daß ich in diesem südlichen Paradiese eine sehr angenehme deutsche Mundart vernahm.“

Auch von dem Inhalt ihres Gespräches theilt er Einiges mit, er fand, daß sich die Herzogin an der deutschen Literatur zu einer „freieren,

weit umherblickenden Humanität gebildet habe"; eine besondere Theilnahme drückte sie für die Schriften Herder's und Garve's aus. Auch verrieth sie, daß sie selbst mit den deutschen Schriftstellerinnen gleichen Schritt zu halten suchte: „Es ließ sich wohl bemerken, daß es ihr Wunsch sei, eine geübte und belobte Feder zu führen." Zuletzt deutete sie ihre Absicht an, auf die Töchter des höchsten Standes zu wirken....

In der That ist es dieser jungen Frau, die damals in literarischen Kreisen doch noch ziemlich unbekannt war, bereits in den nächsten Jahren gelungen, sich einen ehrenvollen Platz unter den zeitgenössischen Schriftstellerinnen zu erwerben. Im Jahre 1793 erschienen ihre gesammelten Schriften von Retzer herausgegeben zu Wien, wo sie sich in der folgenden Zeit gewöhnlich aufhielt, und erregten die Aufmerksamkeit des schöngeistigen Publicums. Schon 1795 giebt Meusel (Professor in Erlangen) in seinem „Gelehrten Teutschland" einen kurzen Abriß ihrer Lebensgeschichte und ein Verzeichniß ihrer Schriften, nachdem das „Journal von und für Deutschland" sie bereits im Jahre 1791 ehrenvoll erwähnt hatte. Aber dann, wie sie ihre literarische Laufbahn längst abgeschlossen hatte, fällt mit einemmal ein tiefer häßlicher Schatten auf ihr Leben. Die Fürstin, an deren Hof sie Goethe entzückte, fand sich von ihr auf's schmählichste getäuscht, gekränkt und verrathen; sie schämt sich, ihr jemals vertraut zu haben, nennt sie eine Abenteuerin, eine Betrügerin, jeder Schlechtigkeit fähig. War sie das wirklich?

Entscheiden können wir hier nicht. Wenn aber Maria Karoline Recht hatte, so ist die Herzogin von Giovane eine der räthselhaftesten Erscheinungen ihres Jahrhunderts.

Sie war keine Oesterreicherin von Geburt. Auf dem Stammschlosse ihres Vaters in Mudersbach bei Wetzlar,*) nach Anderen in Würzburg, ist sie im Jahre 1766 als die Tochter des Freiherrn von Mudersbach geboren. Das Geschlecht, dem sie angehörte, war ein altberühmtes; es konnte sich verwandtschaftlicher Beziehungen zu dem gräflichen Hause Schönborn rühmen, das dem Mainzer Stuhl einen Erzbischof, dem heiligen römischen Reich einen Erzkanzler gegeben hatte. In Würzburg verbrachte Juliane ihre Jugendzeit. Dort sah sie im Jahre 1779 ein italienischer Reisender, der Abbate Francesco Antonio Vitale, und war von ihr entzückt. „Von anmuthiger Gestalt ist sie," schreibt er in seinem Reisebericht (Viaggio fatto per la Germania nel 1779, Fi-

*) Auf Karten des vorigen Jahrhunderts auch „Mutersbach" geschrieben. Es gehörte zum Besitzthum der Grafen Solms.

renze 1788), „ihr hervorragender Geist ist zu jedweder schönen Kunst geschickt, schon von ihrer Geburt an scheint sie den Musen und Minerven geopfert zu haben. Sie spricht lateinisch, französisch und das Italienische so elegant und mit so einer Aussprache, daß man glauben möchte, sie sei in Florenz aufgewachsen. Ich kenne keine andere Frau, die so klar, mit so richtigem Urtheil, ohne jede Eitelkeit über die Werke der bedeutendsten Dichter, Philosophen, Geschichtsschreiber und Politiker zu sprechen vermöchte . . . .“

Gewiß ein überschwengliches Lob für ein kaum vierzehnjähriges Mädchen. Indeß war sie ohne Zweifel merkwürdig frühreif, denn wenig später wagte sie sich bereits an Nachbildungen Geßner'scher Idyllen, wobei sie die Stoffe theils ihrer Lectüre, theils der Zeitgeschichte entnahm. Eine derselben, die sie im fünfzehnten Jahre geschrieben hat, fand Aufnahme in der von der Frau von La Roche herausgegebenen Zeitschrift „Pomona“.

Erinnern wir uns, daß in Würzburg eben damals ein äußerst reges geistiges Leben herrschte. Der Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal, der auch über Bamberg gebot, gehörte zu den aufgeklärtesten Regenten Deutschlands.*) Von ihm sagt ein Schriftsteller, er habe durch den Adel seines Charakters, wie durch die Weisheit seiner Regierung auf den der Auflösung nahen geistlichen Staat einen Glanz geworfen, der in Würzburg heute noch nicht verblichen sei. Wie der Mainzer Erzbischof Emerich Joseph von Breidbach, wie Wilhelm Franz von Fürstenberg, der Bischof von Münster, wie Abt Heinrich VIII. von Fulda lebte und webte Franz Ludwig in Fridericianisch-Josephinischen Reformgedanken, hielt sich aber zugleich von jeder Uebereilung fern und suchte Aufklärung mit tiefer Frömmigkeit zu vereinen. Er pflegte an hohen Festtagen selbst die Kanzel zu besteigen und da hörte man ihn wohl in rührender Weise Gott anflehen, er möge ihm neue Kraft verleihen, seinen Pflichten besser nachzukommen. „Da ich für Andere bete,“ sagte er in einer Osterpredigt, „laß mich selbst erst den Weg der Tugend betreten, damit ich, da ich wider Aergerniß predige, nicht selbst Aergerniß gebe, damit wenn ich gegen die Sünden rede, ich ihnen nicht selbst ein Stein des Anstoßes sei. Der Du Dein Volk öfters mit üblen Regenten heimsuchst nnd gestraft hast, mach, daß ich mein Vorsteheramt nicht unwürdig verwalte, daß es mir nicht zur

---

*) Siehe über ihn den Aufsatz von Wegele in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“. Dort sind auch die Quellen alle verzeichnet.

Verwerfung diene; leite Deinen Diener auf den Pfad der Wahrheit und Gerechtigkeit, entzünde in meinem Herzen den Diensteifer zu Deinem Heiligthume, laß mich selbst das gute Beispiel geben, das ich von Anderen verlange, erneuere den echten Geist in meinem Innern, damit ich wahrhaftig auferstehe.“ Und in einer Weihrede bei Gelegenheit der Eröffnung eines neuen Krankenhauses sagte er: „Von der ersten Stunde an, wo ich zur Regierung gekommen bin, hegte ich den Grundsatz, der Fürst sei für das Volk da und nicht das Volk für den Fürsten. Bei dem Antritt meiner Regierung habe ich mir daher ein System gemacht, solche Einrichtungen und Anstalten zu treffen, die das Wohl meiner Unterthanen befördern möchten. Ich muß hier das öffentliche Geständniß ablegen, daß ich nur wenige meiner Pläne bis dahin ausgeführt habe. Fristet mir aber Gott meine Tage noch länger und befestigt meine Gesundheit, so hoffe ich noch Manches zu Stande zu bringen, wovon ich überzeugt bin, daß es das Wohl meiner Unterthanen befördern wird.“

In der That erstreckte sich die Thätigkeit dieses Fürsten auf alle Zweige des öffentlichen Lebens, auf Gerichts- und Gefängnißwesen, auf Armenpolizei, auf Landbau und Industrie, vorzüglich aber auf die Volksbildung. Von dem in geistlichen Fürstenthümern sonst so häufig herrschenden, ja fast sprichwörtlich gewordenen Schlendrian in der Verwaltung war im Würzburgischen keine Spur, denn wie Franz Ludwig gegen sich selber streng war, so forderte er auch von Anderen unbedingte Hingabe an die Pflichten des Berufes. Den geistigen Bestrebungen seines Zeitalters trat er nicht feindlich entgegen, er schickte einen Benedictiner nach Königsberg, damit er dort die Kant'sche Philosophie, die an so manchen Höfen als revolutionär verschrieen war, kennen lerne und sie in Würzburg lehren könne. Die Universität, welche seit dreihundert Jahren in dieser Stadt bestand, erlebte unter ihm eine neue Blüthe, er gründete neue Lehrkanzeln, legte Sammlungen an und stattete die vorhandenen Institute nach besten Kräften aus. Die im Jahre 1781 von ihm mit großen Festlichkeiten begangene Jubelfeier der Hochschule trug seinen Ruhm als Mäcenas der Künste und Wissenschaften in alle Gaue Deutschlands, ja selbst bis Bologna und Paris.

An die Seite dieses Fürsten nun trat im Jahre 1779 als Domprobst und Domscholasticus Karl von Dalberg, der zugleich kurmainzischer Statthalter in Erfurt war.*) In dieser letzteren Stellung, die er

*) Siehe für das Folgende Beaulieu-Mareonnay, K. v. Dalberg und seine Zeit. 1879. 2 Bde.

seit dem Herbst 1772 bekleidete, hatte derselbe gleichfalls ganz im Sinne einer aufgeklärten Staatskunst gewaltet. Die Wiederbelebung der Erfurter Universität war unter Anderem sein Werk gewesen. Aber er stand auch in persönlichen Beziehungen zum Weimarer Hof, zu Goethe und Herder; mit Beiden unterhielt er einen lebhaften Briefwechsel. Was davon bis jetzt bekannt ist, verräth uns den innigen Antheil, den Dalberg an den geistigen Bestrebungen seiner Zeit überhaupt und insbesondere an den Arbeiten und Plänen unserer großen Dichter nahm. Auch schriftstellerisch hatte er sich bereits versucht. So finden wir im „Deutschen Mercur" von 1773 zwei Aufsätze von ihm, betitelt: „Das sittliche Vergnügen" und „Von Bildung des moralischen Charakters in Schulen". Die in die Acten der Erfurter Akademie vom Jahre 1776 aufgenommene lateinische Untersuchung über die Frage: wodurch kann der Mensch mehr erleuchtet und seine Grenze am schnellsten und bequemsten erweitert werden? ist die Uebersetzung einer deutschen Abhandlung aus seiner Feder. 1777 endlich waren von ihm „Betrachtungen über das Universum" erschienen. Wollte man das Interesse, das er an den mannigfachsten Dingen nahm, mit einem Schlagwort bezeichnen, so dürfte man etwa sagen: es war vorzüglich ein staatspädagogisches. Doch suchte er sich auch über dieses hinaus zu einer freieren philosophischen Auffassung von Welt und Literatur zu erheben. Kein Zweifel, daß durch diesen Mann neue Bildungselemente in die Kreise des Würzburger Staats- und Gesellschaftslebens eingeführt oder die schon vorhandenen zur Blüthe entfaltet werden mußten. Er trat als Rector an die Spitze der Universität, als Domscholasticus hatte er die Oberleitung sämmtlicher Schulen in seiner Hand. Das Gymnasium zu Würzburg erhob er zu einer Musteranstalt: jedesmal, da der Schulrath zusammenkommen sollte, versammelte er am Tage vorher die Lehrer des Gymnasiums in seinem Hause, lud die Mitglieder des Schulrathes und andere Freunde und Kenner des Erziehungswesens dazu ein, forderte Jeden auf, frei zu sagen, was er zur Verbesserung des Erziehungswesens rathen könne und bereitete durch eine solche freundschaftliche Unterredung die Materie zur Berathschlagung im Schulrath am nächsten Tage vor. Als Rector der Universität forderte er bald nach seiner Wahl den akademischen Senat zur Abstellung der Gebrechen und zu einer besseren Einrichtung der öffentlichen Studien auf. Im Jahre 1785 erschienen neue akademische Statuten, nach welchen die akademischen Freiheiten „auf unserer Akademie gänzlich unbekannt" sein sollten, dagegen feine mit guter Lebensart vereinbare Vergnügungen nicht benommen werden. Allerdings will

Dalberg's neuester Biograph diese Maßregeln, welche eine gewisse Bevormundung in sich schlossen, nicht allein auf dessen Rechnung gesetzt wissen und deutet an, daß dieselben auf eine persönliche Willensäußerung des Fürstbischofs zurückzuführen seien. Wie dem aber auch sei, darin begegneten sich Bischof und Domherr, daß sie für das öffentliche Wohl im Sinn der großen Reformfürsten des Jahrhunderts zu wirken suchten.

Auch die politische Haltung des Würzburger Hofes darf hier nicht ganz unberührt bleiben. Wie sehr auch Franz Ludwig Friedrich den Großen, dessen berühmteste Maxime er zu der seinigen gemacht hatte, verehrte, so wenig waren ihm dessen auf eine Schmälerung des habsburgischen Einflusses in Süd- und Mitteldeutschland gerichteten Bestrebungen sympathisch. Dem Fürstenbund, in welchem sich dieselbe zuletzt concentrirten, ist er nicht beigetreten, in dem Hause Oesterreich sah er den natürlichen Beschützer der geistlichen Herrschaften. Damit war nun Dalberg auch durchaus einverstanden; er schloß sich hierin jenen Publicisten an, die wie der jüngere Moser zwar für die Aufrechterhaltung und Wiederbelebung der deutschen Reichsverfassung, aber auch für eine kräftige Centralgewalt, die nur dem habsburgischen Geschlecht zukommen könnte, eintraten. Es ist das dieselbe Richtung, der sich auch Johannes von Müller — einen Augenblick wenigstens — angeschlossen hatte.*) Dalberg hoffte einige Jahre später die Interessen des Kaisers mit denen des Fürstenbundes zu versöhnen; es war eine jener politischen Chimären, denen sich der überaus weiche und phantastische Mann so oft hingab, aber sie entsprang doch aus einem edlen patriotischen Gefühl, er wünschte, wie er selbst 1787 an den Kaiser schrieb, das „innigst vereinigte Deutschland als die erste Macht und Joseph als den ersten Monarchen in der Welt" zu verehren.

Kehren wir aber zu der Frau zurück, der diese Zeilen vorzüglich gewidmet sind. Einer ihrer Biographen — wohl der verläßlichste**) — berichtet uns, daß Karl von Dalberg ihr Jugendfreund gewesen sei.

Dalberg war, wie er nach Würzburg kam, noch nicht 36 Jahre alt. Der junge Matthisson, der ihn im Jahre 1783 in Erfurt sah, schildert ihn in seiner Selbstbiographie als einen „in der ganzen Energie

*) In der Schrift „Deutschlands Erwartung von dem Fürstenbund", siehe Wenck, Deutschland vor hundert Jahren, 1887, p. 190, 191.

**) Heinrich Döring in der Encyklopädie von Ersch und Gruber. Die Quelle, aus der diese Nachsicht geschöpft wird, ist nicht genannt.

und Fülle des physischen und psychischen Lebens" stehenden Mann: „Ein kräftiger, regelmäßiger Körperbau und eine geistreiche, edle Gesichtsbildung, aus der man allein den kleinen Zug von sinnlicher Weichheit um den Mund hätte wegwischen mögen, machten zu Weimar im Hofcirkel, wie zu Erfurt im Akademiesaal sein Erscheinen in gleichem Grade willkommen und ansprechend." Und Schiller schrieb noch einige Jahre später an Körner: „Der Coadjutor (Dalberg war inzwischen Coadjutor von Mainz geworden) ist ein überaus interessanter Mensch für den Umgang, mit dem man einen herrlichen Ideenwechsel hat. Ich habe wenige Menschen gefunden, mit denen ich überhaupt so gerne leben möchte als mit ihm. Er hat meinen Geist entzündet und ich, wie mir vorkam, auch den seinigen ...."

Sehr glaublich, daß ein solcher Mann, den überdies der Glanz uralten hochberühmten Geschlechts und geistlicher Würden umgab, auf ein heranreifendes, bildungseifriges Mädchen den lebhaftesten Eindruck hervorgebracht hat und zwischen Beiden ein reizendes Verhältniß aufkommen konnte. Schwärmerische Freundschaftsverbindungen lagen im Charakter der Zeit und Dalberg war selbst in reifen Jahren von einer gewissen Sentimentalität nicht frei. Immer ist es ihm auch gelungen, geistreiche Frauen für sich einzunehmen, so die Herzogin Amalia von Sachsen-Weimar, Frau von Wolzogen und Karoline von Dachröden, die spätere Gemahlin Wilhelm von Humboldt's. Eine häufige Berührung aber mit der vornehmen Familie der Mudersbach, die an dem fürstbischöflichen Hofe gewiß verkehrte, war in dem kleinen Würzburg schier unvermeidlich.

Aus der Umgebung nun, in der Juliane aufwuchs, dem Hofe Franz Ludwig's und dem Umgang mit Karl von Dalberg ist die literarische Richtung, die sie einschlug, die Entwickelung, die ihr ganzes Wesen nahm, durchaus zu erklären. Eine gemäßigte Aufklärung, die ein Festhalten an positiver Gläubigkeit nicht ausschloß, ein heißes Gefühl für die humanitären Tendenzen des Zeitalters, Bewunderung der politischen und der geistigen Heroen des Vaterlandes, deutscher Patriotismus und Sympathien für Oesterreich; dies sind die Elemente, welche sie bildeten.

Der erste schriftstellerische Versuch Julianens war eine Idylle, welche die Aufhebung der Leibeigenschaft in Böhmen zum Vorwurf nahm; es ist das eben jenes Stück, das in der „Pomona" erschien (1783, 8. Heft). Wohl von daher stammt die freundschaftliche Verbindung, in der wir die Verfasserin später mit der Frau von La Roche

finden. Der Gegenstand, der das junge Mädchen zuerst zu einer poetischen Behandlung verlockte, wird uns nach dem Gesagten nicht mehr wundernehmen.

Was die Form betrifft, so ist Geßner, wie wir schon andeuteten, das Vorbild der Dichterin. „Warum schweigst Du," ruft sie diesem im Eingang zu, „rührt Dich nicht das Wohl eines fernen Volkes?" Aber auch mit Virgilius zeigt sie sich schon vertraut; sie fordert den mantuanischen Sänger auf, die elysäischen Gefilde zu verlassen: „Singe noch einmal unter den Sterblichen, siehe einen erhabenen Gegenstand als jeden, den Deine holde Muse an dem Ufer des Tiber besang ..." Sie schildert dann das Los des Volkes in Böhmen, bevor das befreiende Wort Joseph's erscholl: „In dem Walde, so unweit des wasserreichen Fichtelgebirges liegt, — ein wohnbares Gebirge und wildreiche Wälder umgeben es, seinen fruchtbaren Boden wässert die rauschende Moldau nebst vielen fischnährenden Flüssen und Teichen, — da seufzte ein Volk Jahrhunderte unter dem eisernen Joch der Leibeigenschaft..." Mit pathetischer Wendung wird dann Joseph eingeführt: „Aber nun trat er auf! Wie soll ich ihn nennen? Einen Gott nanntest Du, o Maro, den Wohlthätigen, der Dir Dein Feld und Deine Herde zurückgab. Nein, Gott darf ich den Weisen nicht nennen, aber einen Liebling der Gottheit." Und nun werden die segensreichen Folgen des Gesetzes geschildert. Der Wintertag, da die Stimme der Freiheit zuerst erscholl, wurde zum wonnevollen Frühlingstag, der Boden wird fruchtbarer, die Auen blühender, der Hirt, der am Abend die stattliche Herde heimwärts treibt, gedenkt des fürstlichen Wohlthäters, ihm gilt der Segen des sterbenden Greises, auf fernen Gestaden ertönt sein Ruhm und in der fernsten Zukunft.

Wie wir sehen, behandelt die junge Dichterin den Stoff ganz lyrisch-rhetorisch; ihn dadurch lebendiger zu gestalten, daß etwa in einer Reihe von Genrebildern die Wirkung der Josephinischen Reform auf das Volksleben gleichsam dramatisch veranschaulicht würde, dazu reichte ihre Kraft noch nicht aus; sie blieb ganz in den Banden der Tradition befangen, nur in der Wahl des Vorwurfes zeigt sie einige Originalität. Ganz allein stand sie freilich auch damit nicht. Die deutschen Schriftsteller nahmen damals an den politischen Dingen doch nicht so gar wenig Antheil, wie man gewöhnlich annimmt. Durchblättert man die Zeitschriften jener Tage, das „Teutsche Museum", die „Berlinische Monatsschrift", den „Teutschen Mercur", so wird man finden, wie auch die schöne Literatur so manchen Vorwurf der Zeitgeschichte entnahm. Zu welchem

Enthusiasmus hat nicht der amerikanische Freiheitskampf so manchen Dichter begeistert!*) Daß auch Kaiser Joseph längst seine poetischen Verehrer gefunden hatte, ist bekannt. Um nur die bedeutendsten zu nennen: Herder besang ihn 1778 in fast überschwenglichen Versen:

„O Kaiser, Du, von neunundneunzig Fürsten
Und Ständen...
Gekröntes Oberhaupt..!"

Was aber hier vor Allem wichtig ist: Eben im Jahre 1782 erschien zuerst in den „Greifswalder kritischen Nachrichten", ein Jahr später im Voß'schen „Musenalmanach" die berühmte Ode Klopstock's „An den Kaiser". Darin war gerade auf die Befreiung des Landvolkes von den Fesseln der Leibeigenschaft bedeutend hingewiesen:

Wie Du beginnest? Wenn von des Ackerbau's
Schweiß nicht für ihn auch triefet des Bauern Stirn,
Pflügt er nicht Eigenthum dem Säugling,
Seufzet er mit, wenn von Erntelasten

Der Wagen seufzt: so bürdet Tyrannenrecht
Dem Unterdrückten Landeserhaltung auf,
Dienst, den die blut'ge Faust des Stärkern
Grub in die Tafel. Und die zerschlägst Du!

Es wird als keine zu gewagte Annahme erscheinen, wenn wir in dieser Ode den literarischen Impuls zu dem ersten dichterischen Versuch des Fräuleins von Mudersbach zu sehen glauben.

Ein Jahr später veröffentlichte sie eine gleichfalls in poetischer Prosa verfaßte Idylle, „Die vier Weltalter", frei nach Ovid, den sie also im Originale gelesen hat. Die Widmung, datirt von Würzburg, October 1784, ist an Geßner gerichtet und verräth eine Anwandlung von Nationalgefühl, wie es damals unter den Schriftstellern auch nicht so selten war, als man im Allgemeinen denkt. „Als Deutsche", sagte sie, „erkenne ich es mit dem lebhaftesten Interesse, daß Sie unsere deutsche Schäferpoesie zu dieser Vollkommenheit erhöhten." In die Schilderung des eisernen Zeitalters finden sich ein paar moderne Züge eingeflochten: einem grausamen Tyrannen, dem Bedrücker eines armen Volkes, wird der „große Theon" entgegengestellt, zu dem Kaiser Joseph oder auch der Fürstbischof Franz das Urbild geliefert haben mochten. Er wird geschildert „wie eine Eiche hoch und stark"; — „frey ließ er uns immer," sagen seine Unterthanen, „und doch sahen ihn alle für ihren Oberherrn

*) Siehe u. A. Wenck a. a. O. p. 12.

an und keiner traute sich jemahls, sich über ihn zu erheben." Man möchte sagen, es war damals fast ein Bedürfniß der Zeit, Fürstenideale aufzustellen. Daß sie verkörpert auf Erden erscheinen können, wußte man, aber wie weit entfernt von einem solchen Ideal waren noch so viele von den zahlreichen Regenten Deutschlands. Ganz im Sinne der modernen Staatsphilosophen, wie sie sich in den Zeitschriften damals vernehmen ließen, war es, wenn die enthusiastische Dichterin mit altkluger Miene lehrt: „Der wahre tapfere Mann braucht kein anderes Mittel, seine Macht zu unterstützen, als den Eindruck, den seine größere Seele auf seine Mitmenschen macht." So optimistisch, so hoffnungsfreudig dachten damals nicht blos achtzehnjährige Mädchen, ernste würdige Männer waren von solcher Zuversicht erfüllt.

Eben zu der Zeit, da Juliane noch in Würzburg weilte, stellte die kurfürstliche Akademie zu München die Preisfrage: Welche dauerhaften Mittel giebt es, die Menschen ohne äußerliche Gewalt zum Guten zu führen? Juliane versuchte sie zu lösen. Aber sie war zu bescheiden, ihren Versuch der Akademie einzusenden, erst nach der Vertheilung des Preises im Frühjahr 1785 veröffentlichte sie ihn. Drei Factoren, so führt sie darin aus, sind vorzüglich berufen, jener hohen Aufgabe nachzugehen: die Erziehung, die Religion und die Regierung. Wo sie über Erziehung spricht, zeigt sie sich als Schülerin Rousseau's: Um zum Guten anzuspornen, meint sie, müsse der Erzieher dem Kinde vor Allem die nachtheiligen Folgen der schlechten Handlung auf fremde wie eigene Wohlfahrt recht deutlich machen. Stärker aber als Rousseau betont sie die Religion als social-politisches Bildungsmittel, sie nennt sie „die Seele, die alles belebt", was Erziehung für den heranwachsenden Menschen geleistet. „Denn so klar menschliche Weisheit auch die wahren Begriffe über das Sittlichgute darthäte", führt sie aus, „so unwidersprechlich sie den Werth und die aus der Ausübung erwachsenden Vortheile bewiese, und endlich, so sehr eine vorsichtige, kluge Regierung alle Hindernisse zur Ausübung der Sittlichkeit beseitigen und jede Erleichterung, jeden Reiz dazu verschaffen würde, so gewinnt doch die Sache eine ganz andere, unendlich erhabenere Gestalt, da die Religion in das Mittel tritt. Ein Wesen, das tausend und tausend Welten erschuf, erhält und wieder vernichten kann . . . Gott will, der Mensch sei gut!" Aber freilich nicht eine bestimmte positive Religion ist es, deren Nothwendigkeit und Vortheile die junge Weltweise darzulegen sucht, nur jener vage Deismus, dem sich alle gemäßigten Aufklärer angeschlossen haben — „unangetastet von unreinen Menschenhänden,

müßte Gottes Gebot über das sittlich Gute bleiben". Und mit Bewunderung spricht sie an dieser Stelle von der Sittenlehre eines Mendelssohn.

Sehr wenig originell ist auch, was über die Pflicht der Regierung gesagt wird. Diese müsse alles verhüten, was die Unterthanen zum Bösen verlocken könnte, dann aber auch die Ausübung des Guten leicht und angenehm machen: eine „gesetzmäßige Freiheit", Belohnung guter Thaten, Feier des Andenkens edler Bürger, die Förderung der Wissenschaften und der Künste seien dazu geeignet. Hierbei wird auf Zimmermann's Schrift vom Nationalstolz und auf Niemayer's Abhandlung über die Verbindung der Dichtkunst und Musik mit der Religion verwiesen und so die Belesenheit der Verfasserin in der populärphilosophischen Literatur der Zeit neuerdings dargethan. Ganz rationalistisch klingt die Forderung nach einer Reform der gesellschaftlichen Bräuche, die ungereimten seien völlig abzustellen — an Rousseau klingt wieder die entschiedene Verdammung alles Luxus an — nicht blos des Luxus in Wohnung, Kleidung und Lebensweise, auch des Luxus auf geistigem Gebiet — in der Wissenschaft und in der Sprache. Wer aber möchte nicht lächeln, wenn er das anmuthige neunzehnjährige Edelfräulein im ernstesten Ton gegen die „ungesetzmäßige Liebe" als einer Gefahr für Staat und Gesellschaft eifern hört.

Im Jahre 1785 oder 1786 muß es gewesen sein, daß Juliane ihre deutsche Heimath verlassen hat: Wir haben sie im Sommer 1787 in Neapel gefunden. Wie sie dahin gekommen, ist uns nicht überliefert. Auch dies nicht, ob sie schon in Deutschland die Bekanntschaft des neapolitanischen Herzogs von Giovane, dem sie dann die Hand reichen sollte, gemacht hat oder erst in Italien. Wir wissen nur, daß die Ehe keine glückliche war, und in Neapel selbst bereits wieder factisch gelöst war. Eine deutscher Reisender Johann Isaak Gerning berichtet, daß die Königin Maria Karoline sie nach der Trennung von ihrem Gemahl bei sich wohnen ließ, um sie vor ihm zu schützen.*) Goethe sagt 1787 kein Wort von dem Herzog, dagegen geht aus seiner Erzählung hervor, daß sie schon im Schlosse gewohnt hat. So mag denn damals bereits jene

*) Gerning, Reise durch Oesterreich und Italien (1802) I, p. 267. — Helfert, Königin Karoline von Neapel und Sicilien im Kampfe gegen die französische Weltherrschaft (1998), p. 71, sagt, sie habe bei der französischen Invasion Mann und Kinder verlassen, um nach Oesterreich zu gehen. Es ist dies wohl eine Aeußerung der Königin aus dem Jahre 1803?

Trennung erfolgt sein. Bei der außergewöhnlichen Bildung, deren sich die Herzogin erfreute, dürfte die Annahme nicht zu gewagt erscheinen, daß sie an der Erziehung der Töchter Karolinens einigen Antheil genommen hat. Goethe's Bericht sowohl wie der Umstand, daß Juliane ihre ihm Jahre 1791 erschienene Schrift über die Erziehung der Prinzessinnen der Königin gewidmet, deuten dies an. In der Widmung dieser Schrift sagt sie auch geradezu, daß sie den ersten Impuls zu derselben eben am Hofe von Neapel empfangen habe. „Alles was ich Wahres über die Erziehung der Prinzessinnen habe denken können," sagt sie da, „ist nur die Frucht dessen, was ich während der Jahre, die ich das Glück hatte, bei Ihro Majestät zu verweilen, in der Erziehung, welche Höchstdieselbe der königlichen Familie gaben, praktisch habe ausüben sehen."

Von dem Hofe von Neapel darf man sich nicht etwa nach den Darstellungen, wie sie in den Geschichtswerken eines Botta und Colletta, die sich zumeist auf Pamphlete stützen, eine Ansicht bilden, so wenig wie man Maria Karoline nach den zeitgenössischen Schmähschriften, deren Verleumdungen von späteren immer wiederholt worden sind, beurtheilen darf. Es war nicht etwas so ungeheuer Verschiedenes, das deutsche Bisthum am Main und das süditalische Königreich. Denn hier wie dort wandelte man in der Sphäre des aufgeklärten Absolutismus: auch in Neapel waren die josephinischen Tendenzen eingezogen und hatten das Staatswesen im modernen Sinne reformirt. So wie in Spanien Aranda, in Portugal Pombal, so hatte hier schon in den Sechzigerjahren Tanucci des öffentliche Wesen auf materiellem wie geistigem Gebiet umzugestalten versucht. Nach seinem Abgang trat kein Systemwechsel ein. Das Unterrichtswesen wurde sogar erst 1777 in den Bereich der Reformen gezogen: ganz wie in Erfurt und Würzburg zu gleicher Zeit wurden auch hier neue Kanzeln — insbesondere für die exacten Wissenschaften — gestiftet, eine Akademie und gelehrte Zeitschriften gegründet, der Ausbildung von tüchtigen Volksschullehrern ein besonderes Augenmerk zugewendet. — 1778 beauftragte der König eine Commission von vier Staatsräthen mit dem Entwurf eines umfassenden Planes der Nationalerziehung nach theresianischem Vorbild. Eine Musterhauptschule in Neapel sollte das Land mit guten Lehrern versorgen, von der Universität konnte ein Zeitgenosse hoffen, daß sie bald keiner der blühendsten Hochschulen Europas werde nachstehen müssen. Fremde, welche in den Achtziger- und Neunzigerjahren das Königreich bereisten, wissen von der Regsamkeit auf vielen Gebieten Erfreuliches zu erzählen.

Daß daneben noch sehr viele Mißbräuche wucherten, verhehlen sie nicht, aber sie traten nicht so grell hervor, weil der Geist, welcher die Regierung und die höheren Kreise erfüllte, auf das allgemeine Wohl unausgesetzt gerichtet schien. Wie so ganz gemäß war es den socialpolitischen Träumereien dieses Zeitalters der Weltverbesserung, wenn der König sich um sein Lustschloß von San Leucio eine kleine Colonie ansiedelte, die er theils im Geiste Rousseau's, theils nach physiokratischen Maximen regieren wollte. Eigenhändig setzte er ein Gesetzbuch für den kleinen Staat auf: es war vorzüglich auf das Vernunftrecht gegründet, aber es setzte auch allerlei poetische Feste und Gebräuche ein, welche den wichtigsten Acten des bürgerlichen Lebens, namentlich der Ehe, eine Art höherer Weihe zu geben bestimmt waren. So war der trockene Codex einer beschränkten Staatsweisheit gleichsam mit lyrisch-sentimentalen Schnörkeln verziert.*)

Daß Maria Karoline der Mittelpunkt dieser staatspädagogischen Bestrebungen gewesen sei, kann man nicht sagen, aber sie war auch weit entfernt, ihnen entgegen zu sein. Das Verhältniß zu ihrem hohen Gatten war kein ungetrübtes und ihr lebhaftes Temperament mochte hie und da selbst gerechten Beurtheilern Anlaß zu Tadel gegeben haben, doch sind alle glaubhaften Berichte, die heute über ihr Leben vorliegen, darin einig, daß sie eine vortreffliche Mutter und Hausfrau gewesen ist. Jener Gerning, der 1798 als neapolitanischer Legationsrath das Königreich beider Sicilien auf dem Rastädter Congreß vertreten sollte und zuerst im Jahre 1794 nach Neapel kam, nennt sie mit einem beliebten Schlagwort der Zeit „eine schöne Seele". Sie sei frei von Vorurtheilen und erhaben über den Zwang der steifen Etiquette, wisse nichts von „Kleinhöferei und Menschenabtheilungen" und ziehe nur Diejenigen vor, die es verdienen. Früh stehe sie auf, lese und prüfe alle Depeschen, Nachmittags lese und zeichne sie. Gegen Abend arbeite sie wieder und vor dem Nachtessen ergötze sie sich im Kreise ihrer Kinder. Kaum fünf bis sechs Stunden gönne sie sich Schlaf. Gekleidet sei sie einfach, Schminke könne sie auch an ihren Freundinnen und Dienerinnen nicht leiden; mit dem Könige lebe sie traulich und glücklich, nirgends gefalle sie sich mehr als Abends nach vollendeten Geschäften unter ihren Kindern. Ganz ähnlich äußern sich Philipp August von Rehfues, der von 1801 bis 1805 in Italien weilte und August

*) Ein „Auszug von des Königs Gesetzen für seine Colonie zu S. Leucio" findet sich bei Gerning I, p. 299.

von Kotzebue, der 1804 in Neapel war. Zu dem Letzteren sagte sie einmal: „Das schönste Glück auf Erden ist Mutterglück. Ich habe siebzehn lebende Kinder gehabt, sie waren meine einzige Freude. Zur Mutter hat mich die Natur gemacht, die Königin ist nur ein Galakleid, das ich an- und ausziehe," dabei faßte sie ihre Robe mit zwei Fingern und ließ sie wie mit Geringschätzung wieder los. Kotzebue hatte dann auch Gelegenheit, sie im Kreise ihrer Familie zu sehen und empfing da den besten Eindruck. „Das wechselseitige Betragen der Kinder gegen die Mutter und der Mutter gegen die Kinder, welches ich zu beobachten Gelegenheit hatte, ist so herzlich, so ungekünstelt, so häuslich, daß die behaglichste Empfindung sich des beobachtenden Fremdlings bemächtigen muß."

Daß sie alles aufbot, um ihren Kindern eine vortreffliche Erziehung zu geben, ist uns gleichfalls von mehreren Seiten überliefert. Im Jahre 1784 berichtete der kaiserliche Gesandte Graf Richecourt über die Fortschritte der drei ältesten Infantinnen an den Wiener Hof und rühmt namentlich ihre Kenntnisse in Geschichte, Geographie und Musik. Ihr Zeichenlehrer war der Landschaftsmaler Hackert, dessen Name und Lebenslauf uns durch Goethe so geläufig geworden sind.*)

In den Kreis dieses Hoflebens trat nun Juliane von Giovane: sie fand hier dieselben Ideen, die sie in der Heimath gleichsam umgeben hatten, doch fand sie sich hier zu einer thätigen Theilnahme an einem Erziehungswerk, das für das Schicksal eines ganzen Volkes von Bedeutung werden konnte, durch die tägliche Berührung mit den Lernenden und Lehrenden lebhafter aufgefordert. Kein Wunder, wenn hier der Gedanke in ihr reifte, ein Leben, das ihr eigenes häusliches Glück nicht mehr zu versprechen schien, ganz der Bildung fürstlicher Mädchen zu widmen, wie sie solche hier um eine liebenswürdige und umsichtige Mutter versammelt sah.

Wie lange Juliane in Neapel geblieben ist, konnten wir nicht feststellen. Im Februar 1788 lernte sie Herder daselbst kennen und schrieb darüber seiner Frau: „Eine Duchessa Jovene, eine geborne Deutsche schätze ich hoch und werde Dir nächstens von ihr schreiben."**) Doch scheint der Dichter diesen Vorsatz nicht ausgeführt zu haben. Juliane

*) Siehe über die neapolitanischen Zustände und den Hof in jenen Jahren: Helfert, „Maria Karoline von Oesterreich" (1884) und Helfert, „Zeugenverhör" (Archiv für Oest. Gesch. LVIII).

**) S. „Herder's Reise nach Italien", herausgegeben von Düntzer und H. G. von Herder (1859), p. 273.

befand sich noch im Juli desselben Jahres in Neapel: vom ersten dieses Monates ist ein Brief von ihr an den königlichen Leibarzt Vairo, der zugleich Professor der Chemie an der Universität von Neapel war, datirt. Derselbe zeigt, wie hoch auch der König von ihrer Einsicht dachte; er enthält eine Beurtheilung jener Verfassung von San Leucio, deren Entwurf ihr der König im Manuscript hatte zustellen lassen, damit sie sich darüber äußere. Sie drückte nun ihre Bewunderung über den Geist des Gesetzbuches aus, in dem sie die Grundsätze des unsterblichen Beccaria verwirklicht findet. Als Maßstab für die Güte einer Gesetzgebung bezeichnet sie das Naturrecht und eben mit diesem gemessen zeige der Codex von San Leucio sich als durchaus vollkommen. Eine echt weibliche Befriedigung empfindet sie darüber, daß auch die „süßen und milden Gesetze der Liebe" in der geplanten Staatseinrichtung eine pädagogische Rolle zu spielen berufen seien und bezeichnend für den Ideenkreis, in dem sie lebte, ist ihr besonderes Eingehen auf die Schulverhältnisse des kleinen Staates.*)

Im Frühjahr 1790 begab sich das Königspaar nach Wien und von da zur Kaiserkrönung Leopold II. Möglich, daß Juliane hierbei im Gefolge der Königin war und dann, als diese im März 1791 wieder nach Neapel zurückkehrte, von ihr an den Wiener Hof empfohlen wurde. Denn in Wien finden wir sie im Sommer dieses Jahres: vom 19. Juni ist die Vorrede ihrer in französischer Sprache abgefaßten Briefe „Ueber die Erziehung der Prinzessinen" datirt, die wohl bald darauf erschienen und das Motto trugen: Conscientiae potius quam famae attenderis.**)

Die Verfasserin ist nicht unbekannt mit der Literatur des weiblichen Bildungswesens von Fénelon bis auf die Frau von La Roche. Auch die pädagogischen Bestrebungen Basedow's sind ihr nicht fremd, sie erinnert ausdrücklich an dieselben. Vielleicht mochte ihr auch dessen „Agathokraton" als ein entferntes Vorbild vorschweben.***) Sie geht von dem Satze aus, daß es für junge Fürsten und Fürstinnen vor Allem wichtig sei, zu lernen worin das Glück der Menschheit bestehe, dann dieses zu wollen. Denn nicht blos für Haus und Familie will sie die

---

*) Der italienisch abgefaßte Brief ist in den „Gesammelten Schriften" Ed. Netzer's abgedruckt.

**) S. Gesammelte Schriften. Nr. 4.

***) „Agathokraton oder von der Erziehung künftiger Regenten" ist schon im Jahre 1772 erschienen. Siehe darüber Raumer, Geschichte der Pädagogik, II, p. 254.

Prinzessinnen erzogen wissen, sondern auch für den Staat, auch diese, meint sie, müßten die Kunst zu herrschen verstehen, damit sie immer im Stande seien, einen (wohlthätigen) Einfluß auf die Regierung auszuüben, da sie sich ja wohl in der Lage sehen können, diese ganz allein zu führen. Es ist das eine Ansicht, die in einem Zeitalter, das von dem Ruhm einer Maria Theresia, einer Katharina noch voll war, nicht befremden kann: diese Fürstinnen mußten Julianen als Vorbilder im höchsten Sinne erscheinen. Den Unterricht will sie in drei Curse gegliedert wissen; die alten Sprachen schließt sie aus, umsomehr betont sie die Nothwendigkeit des Studiums der modernen Idiome. Die Religion soll vorzüglich in Bezug auf ihren sittlichen Gehalt, nicht auf ihre Dogmen gelehrt werden. Allgemeine Menschenliebe und Duldung ihrem Herzen einzuflößen, sieht sie als den Hauptzweck des religiösen Unterrichts an. Vollendet soll die Erziehung durch die Einführung in die Geschichte, die Zustände und Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft werden, aber nicht Geschichte der Nationen, sondern Geschichte der Menschen trage man den Fürstinnen vor. Zuletzt vergesse man nicht, sie auch mit den Grundsätzen des Naturrechtes bekannt zu machen. Dies sei die Basis jedes anderen Rechtes oder solle es wenigstens sein, von diesem ausgehend mögen sie dann auch in das Staats- und Völkerrecht eingeführt werden.

Wie man sieht, haben auch die ungeheuren Ereignisse, die sich inzwischen in Frankreich vollzogen hatten, keine Wandlung in der Sinnesart der Herzogin herbeigeführt. Nicht das überlieferte Recht, die überlieferte positive Religion sind ihr das Höchste — ihr Ideal ist immer noch eine vernunftgemäße politische und sociale Ordnung; dies möchte sie, wie es scheint, vor Allem ihren Zöglingen mittheilen. Aber man glaube nur nicht, daß sie damit am Wiener Hofe, in den Wiener aristokratischen Kreisen Anstoß erregt hätte. Weder unter Leopold noch in den ersten Jahren der Regierung Franz II. wurde im Grunde mit den josephischen Traditionen ernstlich gebrochen,*) nur die stürmische Art, mit welcher der große Kaiser seinen Reformen hatte Geltung verschaffen wollen, gab man auf; nur die lauten und häufigen Kundgebungen derselben ließ man verstummen, und was den ärgsten Widerspruch hervorgerufen hatte, nahm man zurück. Aber der alte Geist war geblieben. Wie Georg Forster von Joseph II. sagte: Aus der Fackel seines Genius ist in Oesterreich ein Funke gefallen, der nicht wieder

*) Siehe besonders Wolf, Geschichtsbilder aus Oesterreich, p. 42 u. f., 296.

erlischt. Und so wie der Staat die Bahnen des aufgeklärten Despotismus zunächst noch nicht verließ, so bewahrte auch die vornehme Gesellschaft noch Interesse und Neigung für die geistigen Errungenschaften des 18. Jahrhunderts. Der Graf Karl von Zinzendorf, unter Joseph und Leopold an den höchsten Finanzstellen thätig, unter Franz Staatsminister, hatte in den Achtzigerjahren den Zeitschriften Iselins' — den Ephemeriden — und Häberlin's — dem „Staatsarchiv" — Beiträge geliefert, die ihn als Anhänger der physiokratischen Schule verriethen. Nun, im Alter, nahm er immer noch einen lebhaften Antheil an den Erscheinungen der Literatur, Herder's Briefe über die Humanität, deren erste Sammlung 1793 erschien, war die Lieblingslectüre seiner späteren Jahre.*) Für die Kant'sche Philosophie begeisterten sich Fürst Lichnowsky, Graf und Gräfin Harrach;**) Klopstock hatte auch in den Neunzigerjahren noch viele vornehme Verehrer in Wien.***) Das Haus der Gräfin Egger, des Baron Fries, des Hofraths Greiner bildeten Vereinigungspunkte für gesellige Kreise, in denen staatspädagogische und ästhetische Interessen lebendig waren. Fremde, die damals nach Wien kamen, — Graf Stolberg, der von seiner Reise nach Italien zurückkehrte†) — der Kunstschriftsteller Fernow††) — fühlten sich hier überaus angesprochen, mehr als in den vornehmen Cirkeln Mittel- oder Norddeutschlands. Die Herzogin von Giovane aber mußte sich hier ganz besonders heimisch finden, war doch das, was sie in Würzburg herangebildet, in Neapel angeregt hatte, gewissermaßen nur ein Widerklang der österreichischen Zustände, wie sie unter Maria Theresia und Joseph geworden waren und jetzt immer noch bestanden. Andererseits aber hat man sie gewiß auch willkommen geheißen. Es wird berichtet, daß man nach dem Erscheinen ihrer „Briefe" daran dachte, ihr die Erziehung der kaiserlichen Kinder anzuvertrauen, doch hätten es Kränklichkeit und „andere Umstände" nicht dazu kommen lassen (s. Döring). 1795 soll sie indeß nach derselben Quelle die Stelle einer Obersthofmeisterin bei der damals vierjährigen Erzherzogin Maria Louise, der ältesten Tochter des Kaisers Franz und seiner zweiten Gemahlin Maria Therese von Neapel, der Tochter Maria Karolinens, bekleidet haben. Der Biograph Maria

*) Wolf, Geschichtsbilder aus Oesterreich, p. 307.

**) Siehe Richter, Geistesströmungen p. 333.

***) Richter, Aus der Messias- und Werther-Zeit, p. 23 u. f.

†) Siehe Reise in Deutschland, der Schweiz 2c. IV. 106. Brief vom 15. December 1792.

††) Siehe Richter, Geistesströmungen, p. 386.

Louisens sagt aber nichts davon. Die folgenden Jahre scheint sie ganz zurückgezogen blos der Erziehung ihres Sohnes und den Wissenschaften gelebt zu haben. 1797 veröffentlichte sie ihr größtes Werk, das, wiederum auf die höchsten Kreise berechnet, ebenfalls in französischer Sprache abgefaßt war. Der Titel ist: Plan pour faire servir les voyages à la Culture de Jeunes Gens qui se vouent au service de l'Etat dans la Carrière politique.*)

Den stattlichen Quartband ziert das Bildniß der Verfasserin: eine immer noch schöne Frau, die einfache Gewandung à la Maria Antoinette läßt Arme und Büste frei, in der Hand trägt sie ein Buch, an der Brust ein Medaillon mit dem Porträt eines Knaben, wohl ihres Sohnes. Als Unterschrift eine Apostrophe an die Tugend:

Vertu, toi qui fus mon guide par le sentier pénible
Que j'ai dû suivre, oh sois aussi celui de mon fils!

Die Widmung gilt dem Sohn, Karl Franz; das Motto ist Cicero entnommen. Zuerst wird eine gedrängte Geschichte der Reisen gegeben; dabei tritt eine merkwürdige Belesenheit auch in entlegenen Quellenschriften hervor: Chroniken des Mittelalters, Montfaucon's Collectio nova Patrum Graecorum, Muratori's Antiquitates, Crévier's Geschichte der Pariser Universität werden citirt. Dann verbreitet sich die Verfasserin über den Nutzen des Reisens im Allgemeinen; dieser bestehe unter Anderem auch darin, heißt es, daß das Reisen die jungen Leute am ehesten vor Neuerungssucht bewahre und sie Vorsicht lehre, wenn sie einmal dazu berufen sein sollten, selbst an politischen Reformen mitzuwirken. Sehr oft entspringe jene Sucht, alles, was nur als Mißbrauch erscheine, umzuwandeln und überall Veränderungen einzuführen, aus dem Mangel einer Analyse der Gründe, warum irgend eine Einrichtung existirt, aus einem Mangel an Urtheil über die Folgen, die entstehen würden, wenn man dieselbe Einrichtung unter veränderten Bedingungen oder mit wesentlichen Modificationen anordnen wollte. Wo sie von Vorschriften über die Art des Reisens spricht, warnt sie vor allen Gemeinplätzen und will jeden Rath immer an praktischen Beispielen demonstrirt wissen. Auf Universitäten wünscht sie eigene Collegien über das Reisen gelesen, so wie sie der weise Schlözer in Göttingen zu halten pflege. In dem „Reiseplan", den sie dann entwirft, handelt sie zuerst von den Kenntnissen, die sich der junge

*) Es findet sich in der Prager Univ.-Bibliothek. In die „Gesammelte Schriften" hat es Retzer nicht aufgenommen.

Mann erwerben müsse, bevor er eine Reise antritt, da empfiehlt sie vor Allem Kenntniß der Landwirthschaft und der Nationalökonomie, dann Geschichte der einzelnen Nationen und politische Geographie. Dabei gedenkt sie des Reisewerkes von Arthur Young*) und Bacon's Abhandlung über das Reisen. Schließlich geht sie die verschiedenen Gebiete öffentlichen Lebens durch, auf welche sich die Aufmerksamkeit Desjenigen, der zu seiner Ausbildung reise, zu richten habe; nichts ist da vergessen von der eigentlichen Staatsadministration und dem Finanzwesen an bis zu den Wissenschaften und Künsten. Sie sieht das Reisen als einen wesentlichen Theil der Erziehung für alle Jene an, die dereinst an der Verwaltung des Staates thätigen Antheil zu nehmen berufen sind und bezeichnet es als einen Hauptmangel der modernen Pädagogik, daß sie ihre Zöglinge viel zu früh aus ihren Händen entlasse. Erst durch Reisen könne dem goldenen Grundsatz ganz entsprochen werden: Vitae non scholae discere.

Wir sehen, auch hier zeichnet sich die Schriftstellerin nicht durch Originalität der Ansichten aus; ihr Verdienst besteht, daß sie die Resultate der Zeitbildung in gefälliger Form den höheren Kreisen der Gesellschaft zu vermitteln bestrebt ist. Hier ebenso wie in den Briefen über die Erziehung der Prinzessinnen klingt noch der Einfluß Rousseau's durch, aber Juliane von Giovane ist keine blinde Nachbeterin; ihre umfassende Bildung, die wohl wenig Frauen auch ihrer geistig so regsamen Zeit mit ihr getheilt haben dürften, bewahrte sie davor. In jener Warnung aber vor einer unüberlegten Neuerungssucht spiegeln sich die Erfahrungen der letzten Jahre wieder. Die Hoffnungen, welche das enthusiastische Geschlecht auf die große Revolution in Frankreich gesetzt, hatten sich nicht erfüllt. Aber weit entfernt ist doch Juliane von einem völligen Aburtheilen über die philanthropischen Bestrebungen des Zeitalters, dem sie angehörte; im Großen und Ganzen bleibt sie den Idealen ihrer Jugend treu.

Daß aber ein Werk, wie der „Plan de voyage" nach sechsjährigem Aufenthalt in Wien, in den aristokratischen Kreisen daselbst, in der Nähe des Kaiserhofes ersonnen und ausgeführt werden konnte, zeigt wohl, wie die Aufklärungszeit in Oesterreich, literarisch wenigstens, tief in die franciscëische Periode hineinreichte, und daß die geistigen Impulse,

*) Travels during the years 1787—1789 untertaken more particularly with a view of ascertaining the Cultivation, Wealth, Ressources and National Prosperity of the Kingdom of France.

welche durch Maria Theresia und Joseph gegeben worden waren, auch in den höchsten Gesellschaftsschichten immer noch nachwirkten. Denn wenn die nächste Umgebung alle Anregung, alle Theilnahme versagt, kann Freude am eigenen Schaffen wohl kaum bewahrt werden.

Im Sommer 1800 kam Königin Karoline von Sicilien, wo sie nach der Gründung der parthenopeischen Republik Aufenthalt genommen hatte, nach Wien. Sie fühlte sich in ihrem Königreich nicht mehr sicher. Keineswegs mit Freude hatte man am Kaiserhof ihrer Ankunft entgegengesehen. Auch blieb sie nicht an der Seite ihrer Tochter, der Kaiserin Therese, sondern nahm in Schönbrunn ihren Aufenthalt, während die kaiserliche Familie nach Baden übersiedelte. Dennoch hören wir bald von Weiterungen zwischen Mutter und Tochter, „durch allerlei Zuträgereien", meint Karolinens Biograph, „und, wie es scheint, durch einige Unvorsichtigkeiten der Königin herbeigeführt".

Kein Wunder, wenn die Herzogin von Giovane wieder vor ihrer früheren Gönnerin erschien. Aber sie soll auch deren Freigebigkeit in hohem Grade in Anspruch genommen haben. „Ich habe ihr sehr große Summen gegeben,"*) schrieb Karoline später an ihre Tochter, „denn sie rührte mich, aber es war nie hinreichend." In den Jahren 1802 und 1803 — Karoline war inzwischen nach Neapel zurückgekehrt — finden wir Juliane als Palastdame der Kaiserin. Was dann aus ihr geworden ist, wissen wir nicht. Wohl auch aus den Briefen der Königin (bei Helfert a. a. O.) stammt die Nachricht, sie sei mit Hinterlassung von 200.000 Gulden Schulden plötzlich aus Wien verschwunden und nach Ungarn auf die Herrschaft einer Gräfin Revay gegangen. Schon im Jahre 1805 ist sie zu Ofen gestorben.

Königin Karoline hat durch Briefe der Herzogin, die in Neapel in ihre Hände gelangt sind, die Ueberzeugung gewonnen, daß sie von derselben auf's schmählichste getäuscht worden sei. Sie nennt sie in einem Schreiben aus dem Herbst 1803, „eine Intriguantin ohne Scham und Moral; sie schäme sich, wenn sie daran denke, wie sie von ihr mystificirt worden sei, wie sie sich von ihr Alles habe weiß machen lassen, sie sei eine Komödiantin und müsse freilich protegirt werden, da sie eine Philosophin und mit allen Sectirern der Zeit in Verbindung stehe ...."

Vergessen wir nicht, daß die Fürstin, die so schrieb, bei all' den hervorragenden Eigenschaften, die sie in der That besaß, doch unstreitig

*) Helfert. Königin Karoline (1878), p. 71, spricht von 60.000 Gulden.

leidenschaftlich und etwas voreilig in ihrem Urtheil war. Auch daß sie Klatschereien und Zuträgereien bisweilen zu viel Gehör schenkte, steht so ziemlich fest.

Minister Thugut schrieb im Jahre 1795 von ihr an Colloredo, sie sei die eingefleischte Neugierde und Tactlosigkeit, jede Kammerfrau müsse ihr zu einem Frau=Basengespräch herhalten, was sie dann mit der größten Unvorsichtigkeit und mit Berufung auf die Autorität des Kaisers weitertragen werde. Und so nehmen wir denn auch Anstand, Alles, was die Königin in der Aufwallung eines Momentes niedergeschrieben, zu glauben, wenn es nicht noch von anderer Seite verbürgt werden sollte.*)

Indeß, eine Rechtfertigung können wir hier auch nicht einmal versuchen. Es ist eine dunkle Geschichte, und wäre sie so, wie der Biograph der Königin sie erzählt, sie wäre nicht die seltsamste jener seltsamen Zeit. Ueber die Schuld Julianens, wie über ihre Verdienste ist längst das Gras der Vergessenheit gewachsen, aber in unserer Literatur wird sie dennoch fortleben als eine der anmuthigsten Gestalten, die unser größter Dichter mit flüchtigem Griffel verewigt hat.

*) Helfert stützt seine äußerst abfällige Charakteristik Julianens (a. a. O. p. 71, 72) anscheinend nur auf die Briefe der Königin.

Skizzen aus den Quarnero-Inseln.

Von Eugen Gelcich, k. k. Director der nautischen Schule in Lussinpiccolo.

III.*) Die Insel Arbe in Dalmatien.

Ueber die geographische Lage der Insel Arbe in Dalmatien glauben wir keine Worte verlieren zu sollen. Jeder Atlas, jedes Conversationslexikon, jede Geographie giebt genügenden Aufschluß darüber. Ihr Hauptzug ist etwa Nordwest bis Südost, und wird die ganze Insel durch drei gleich gerichtete niedrige Gebirgsketten in drei Thalbetten getheilt: die Val di Campora, Valle San Pietro und Loparo. Von der nordwestlichsten Spitze, Pta. Sorinjia, bis zur südöstlichsten, Pta. Glavina, ist die Insel elf Seemeilen lang; die durchschnittliche Breite erreicht kaum zwei Seemeilen. Auf der nördlichen Seite bemerkt man zwei Auswüchse, einen gegen Nordosten gerichtet, das Thal von Loparo enthaltend, den anderen gegen Südwesten, durchgehends gebirgig mit dem circa 100 Meter hohen Monte Campora. Wenn wir diese Insel mit einem Stück der wunderschönen Steiermark vergleichen, so haben wir nicht zu befürchten, daß andere Besucher der Insel diese Behauptung Lügen strafen. Ueberall, wohin man sich wendet, bemerkt man folgenden charakteristischen Zug der Landesconfiguration.

Im Thale erfreut das Auge die üppigste Getreidevegetation, die grüne Farbe ist in allen Nuancen vertreten; zu beiden Seiten eines jeden Thalbettes erstrecken sich bewaldete oder mit Weingärten bedeckte Hügel, auf deren halben Höhe die Landleute ihre weiß angestrichenen Häuser bauen. Den Hintergrund bilden im Norden der Insel

*) Siehe „Oesterreichisch-Ungarische Revue“, 1887, Heft I. S. 51, und Heft II, S. 45.

noch höhere dichtbewaldete Spitzen, im Süden aber kahle, fahlgelbe, 200 bis 300 Meter hohe Gebirgszüge.

Herrliche Aussichten genießt man auf dem Wege nach dem Kloster von Sto. Euphemia, circa anderthalb Seemeilen im Nordwesten der Stadt gelegen, weil dort die Terrainabwechslung von Thal und Hügel und die Gruppirung dieser letzteren die schönste ist. Auf dem Hügel von St. Anastasia, etwa eine Seemeile im Rücken der Stadt, entfaltet sich dem Auge ein wunderbares Panorama, indem man die beiden Thäler von Campora und St. Pietro auf einmal und gleichzeitig den Canal von Barbado im Süden und jenen von Veglia im Norden übersieht. Vom Monte St. Damiano, circa zwei Seemeilen in der Luftlinie Ostsüdost von der Stadt, beherrscht man die ganze Inselgruppe von Pasman bis Veglia. An einem schönen Sommertag konnten wir mit freiem Auge das Schloß von St. Michele, welches der Riva Nuova von Zara gerade gegenüberliegt, ganz gut unterscheiden.

Nicht minder reizend ist das Panorama auf dem Wege nach Loparo. Man erreicht nämlich einen ziemlich hohen Punkt, welcher die buchstäblich grün bedeckte Ebene von Loparo, dann den Canal von Zengg und die Küstenstrecken des kroatischen Festlandes von Jablanatz bis Zengg dominirt. Gegenüber der Ortschaft von Loparo liegt der Scoglio Goli, deshalb von Interesse, weil seine ganze Masse aus Marmor besteht.

Die Landstraßen sind besonders in den Thälern sehr gut gehalten; man kann viele Stunden gehen, ohne zu ermüden. Am beschwerlichsten fallen natürlich die Uebergänge der Hügelketten aus, doch hat man auch hier nicht mit Schwierigkeiten zu kämpfen, wie sie z. B. auf dem dalmatinischen Festlande allgemein sind. Nur die erste Strecke auf dem Rückwege von Loparo fällt wegen der ungemein großen Steigung beschwerlich aus. Monoton sieht die Umgebung von Barbado auf der Südseite der Insel aus. Da giebt es nur Weingärten und die Erde hat ein kahles, sandiges Aussehen. Es herrscht überhaupt ein eigenthümlicher Gegensatz zwischen der nördlichen und der südlichen Extremität der Insel. Die südliche besteht aus dem eben geschilderten Barbado, die nördlichste Spitze dagegen, mit dem Monte Campora und mit dem Capo Fronte, ist sehr dicht bewaldet. Bei Capo Fronte liegen die Schätze der Gemeinde, indem ihre Waldbesitzungen dort einen Werth von 200.000 Gulden repräsentiren.

Nach dieser allgemeinen Skizze der ganzen Insel gehen wir zu verschiedenen Einzelheiten über, und beginnen mit der klimatischen Lage. Wer hat nicht von den verheerenden Wirkungen der Bora schon reden gehört! Arbe liegt gerade der kroatischen Küstenstrecke gegenüber, die sich von Zengg bis Jablanatz ausdehnt, und somit befindet sich die Insel der größten Wuth dieses abscheulichen Windes ausgesetzt. Der Canal von Zengg ist unter den Seeleuten berüchtigt, und nur mit einem Gefühl der Bangigkeit ziehen unsere kleinen Küstenfahrer sowohl im Winter als auch im Sommer an demselben vorbei. Er ist verrätherisch im höchsten Grade, denn mitten im Sommer kann ein Borasturm ebenso heftig wüthen als im ärgsten Winter. Oede und trostlos sieht dort die Küste aus, nicht ein Baum stört die eintönige fahlgelbe Gestalt des Velebich, nicht ein Grashalm kann Wurzel schlagen. Und das nämliche Aussehen haben jene Höhenzüge der Insel Arbe, die sich über vier- oder fünfhundert Fuß hoch erheben und der Bora ausgesetzt sind. Eigenthümlich ist der Contrast; die wunderschönen immergrünen Hügel, von welchen früher die Rede war, stechen so absonderlich von diesem kahlen Hintergrunde ab, als hätte die Natur zeigen wollen, daß wenn sie einerseits das Füllhorn ihrer Gaben über ein Land ausschütten kann, ihr auch Mittel zu Gebote stehen, um tabula rasa zu machen.

Der arme Arbesaner spricht und erzählt von der Bora, als würde er von einem bösen Geist reden, gegen welchen er grollt, dem er aber nicht beikommen kann. Die Bora untergräbt seine schönsten Hoffnungen, sie vernichtet die ganze Ernte gerade dann, wenn sich der Landmann über die schönen Aussichten zu erfreuen beginnt und er die gefährlichste Zeit vorüber wähnt. Wenn sich die Insel im Mai mit ihrem Festkleide umhüllt und die Knospen und Sprossen sich aufthun, wagt der Grundbesitzer noch gar nicht eine Hoffnung zu schöpfen. Auch im April und selbst Anfangs Mai noch ist er mäuschenstill — doch gegen Ende dieses Monats hält er sich für berechtigt seinen Blick gegen Oben zu richten, als wollte er die Allmacht herausfordern. Er vergißt, daß vor ein, zwei oder drei Jahren die Bora auch im Mai, im Juni und selbst im Juli ihm einen Strich durch die Rechnung machte und wenigstens die Weingärten so rein fegte, als hätte sie hunderte von Menschen bestellt, um das Vernichtungswerk so rasch als möglich durchzuführen. Während eines Borasturmes peitschen nämlich die heftigen Nordostböen das Meer mächtig, es erhebt sich ein feiner Staub, den die Seeleute „fumarea" nennen, und der vom Winde getragen, die ganze Insel

bedeckt. Dieser Gischtstaub ist natürlich nichts Anderes als fein zertheiltes Meerwasser, und die salzigen Bestandtheile desselben wirken auf die Vegetation wie eine giftige oder besser wie eine zündende Materie. Die Weintrauben, die Blüthen der Bäume, ja selbst die niedrigen Grasgewächse brennen förmlich ab, indem nur aschenähnliche Bestandtheile zurückbleiben. Und dieses Spiel wiederholt sich ziemlich oft, mindestens zweimal in drei Jahren.

Eine eigenthümliche Erscheinung, die wir in Lussin schon seit fünf Jahren beobachten, ist zwar, da von Arbe die Rede sein soll, hier nicht ganz am Platze, aber wir glauben sie einschalten zu können, weil sie sich auf die Bora bezieht. Lussingrande ist wegen der Fülle von Orangen- und Citronenbäumen sehr berühmt. Zu jeder Zeit, selbst im strengsten Winter, sind diese Gewächse mit Früchten aller Größen, von der Blüthe bis zur vollständig reifen Citrone oder Apfelsine versehen. Natürlich ist von Glashäusern keine Rede, es wächst alles im Freien. Und doch liegt Lussingrande gerade gegenüber der sogenannten „Bocca di Segna“ (der Canal zwischen Veglia und Scoglio Pervicchio), so daß dieser Ort die Bora gerade aus erster Hand erhält.

Die Nähe des Velebich hat auch, abgesehen von der Bora, ihre selbstverständliche Einwirkung auf das Klima der Insel Arbe. Gewitter sind ziemlich häufig, der Winter beginnt früher als auf den benachbarten Inseln des Quarnero, der Sommer kann sehr warm werden. In der Familie Ferrari de Latus hat mir ein junger Herr eine Sammlung von Manuscripten zur Einsichtnahme vorgelegt, die ich, so weit mir Zeit zur Verfügung stand, durchmusterte. Darunter fand ich eine Notiz aus dem Jahre 1779, die ein meteorologisches Interesse bietet, welche somit wiedergegeben zu werden verdient. Ihr Inhalt in deutscher Uebersetzung lautet wie folgt:

„Arbe, am 31. December 1779.

In diesem Jahre hat hier eine regenlose Periode geherrscht, wie eine solche seit Menschengedenken nicht vorkam. Vom 11. December (1778) bis zum 8. Mai ist nie ein Tropfen Regen gefallen und dieser Regen vom 8. Mai war sehr karg. Am 26. desselben Monats gab es etwas mehr Regen, am 3. reichlichen, am 13. heftigen Guß. In dieser Zeit vom 11. December bis zum 8. Mai beobachtete man eine schreckliche Salzverkrustung des Bodens; die Thiere starben fast alle, die Wurzeln der Gräser waren verbrannt. Der Himmel war sowohl bei Tage als bei Nacht immer heiter und der Wind wehte aus Osten,

Nordosten und zumeist aus Norden. Die letzten drei Tage des Jahres (1778) war der Nordwind so heftig, als wie noch nie bisher."

Noch viel interessanter ist die folgende Notiz:

„1784. Am 1. August dieses Jahres war die Hitze außerordentlich groß und überragte den 42. Grad, bis zum 8. desselben Monats änderte sich dieser Zustand nicht. Am 9. war es angenehm kühl wegen der herrschenden Südost-, Nordwest- und Nordwinde. Gegen Abend frische Bora und in der Nacht Borasturm, so daß am Morgen des 10. die Morlacca bis zu den Rändern des Meeres mit Schnee bedeckt war. Es fiel Regen und die Leute mit ihren Winteranzügen fühlten noch Kälte."

Wir haben es hier mit einer zweiten Auflage jenes Wunders zu thun, das sich am 5. August, ich weiß nicht mehr welchen Jahres, in Rom ereignete und zur Gründung des Festes der Schneemaria (Madonna della Neve) Anlaß gab.

Die Producte der Insel sind: Cerealien, Wein, Oel und Brennholz. Die Getreideernte ist eine zwei- und mitunter dreifache im Jahr auf demselben Acker. Zuerst wird Weizen gesät, dann Mais und endlich Hirse. Was die Weincultur anbelangt, so thut zwar die Bora das ihrige, doch haben wir auch eine Fahrlässigkeit bemerkt, welche unverzeihlich ist. Es giebt ziemlich große Weingärten, welche ihre achtzig und mehr Jahre zählen, deren Weinstöcke schon ganz morsch und wurmstichig aussehen und die natürlich selbst in guten Jahren nur mehr wenig eintragen. Wir redeten vielen Leuten zu, die altersschwachen Stöcke auszuroden und neue Pflanzungen anzulegen, erhielten aber abwehrende Antworten: „Herr, wenn ich das thue, so muß ich das Terrain drei Jahre brach lassen und andere vier Jahre muß ich auf einen guten Lohn warten, das sind sieben Jahre ohne Gewinn." Die Leute sind einmal so gemacht und trotz Schulen und allgemeiner Volksbildung kann man sie nicht bessern.

Der Landmann hingegen entwickelt einen kolossalen Fleiß in der Cultur der Cerealien. Den ganzen Tag hockt er mit Weib und Kind auf dem Felde, um das Unkraut daselbst auszureißen. Es giebt Felder, die so gut gehalten werden, daß man einen Preis für Denjenigen aussetzen könnte, der im Stande wäre, einen wilden Grashalm zu finden. Auch an Hülsenfrüchten und Kohl ist die Insel sehr reich. Kohl und Bohnen bilden überhaupt die tägliche Nahrung des Bauers, weshalb man ansehnliche Quantitäten davon anpflanzt.

Es giebt nur wenige Gutsherren, die Obstbäume besitzen, und gewöhnliches Grünzeug, welches wir als unbedingtes Erforderniß der täglichen Tafel ansehen, kennt man fast gar nicht. Sehr zu statten kommt der Vegetation der Wasserreichthum der Insel. Man geht keine 200 Schritte, ohne auf eine Wasserquelle zu stoßen. Das Dorf Loparo allein zählt an 84 Quellen.

Ausgiebig ist der Fang an Thunfischen. Längs der ganzen Westküste bemerkt man die „Tonere", hohe, gegen die See zu geneigte Leitern, hart am Meeresrande angebracht und am obersten Ende mit einer Art Schilderhaus versehen. Dort stehen die Vedetten auf Wache, um das Herannahen der Schwärme zu signalisiren, die dann mit Netzen eingeschlossen werden. Obwohl man bisweilen enorme Fänge macht, so kennt man das Einlegen und Conserviren in Büchsen gar nicht, und die Thunfische werden daher häufig zu Spottpreisen an Unterhändler in Triest, Pola und Fiume verkauft. Hindert die Witterung den Transport, dann ist der Schaden unermeßlich.

Die Viehzucht liefert Wolle für den eigenen Bedarf und auch etwas Weniges für den Export, vorzüglich nach Zara. Der Käse, in primitiver Art erzeugt, läßt erkennen, daß man hier bei rationellem Betrieb ausgezeichnete Producte erhalten könnte.

Bei einem Spaziergange am Meeresstrande fallen dem Fremden die künstlichen Steinhaufen im Wasser auf, und die vielen Weiber, welche scheinbar Fußbäder nehmen. Das sind die Industriellen der Insel, welche den Stechginster (Ulex europaeus L.) zubereiten. Die Aeste dieses Strauches werden nämlich durch 21 Tage unter Wasser gehalten und dann abgerieben, wodurch man die Fasern vom Stock trennt. Die getrockneten Fasern werden zu einem Gewebe verarbeitet, welches ein gröbliches Aussehen hat, sich aber einer besonderen Stärke und Dauerhaftigkeit erfreut. Aus demselben verfertigen sich die Landleute ihre Bootssegel, Bettdecken, Leibwäsche u. s. w.

Die Fahrzeuge, die man hier sieht, die sogenannten Zoppoli, erinnern ganz an Ceylon und an den Sunda-Archipel. Bei einer Länge von acht Metern erreicht die größte Breite kaum 90 Centimeter. Dennoch sitzt man in denselben sehr bequem, ihre Geschwindigkeit läßt nichts zu wünschen übrig und die Stabilität ist eine äußerst befriedigende.

Da sich in einem solchen Boot nur ganz kurze Riemen handhaben lassen, so ist dasselbe mit einem Querbalken versehen, der zwei Ausläufer bildet, an deren Enden die ziemlich langen Riemen angesetzt

werden. Mit solchen Zoppoli trotzen die Leute jedem Wetter und unternehmen Fahrten bis nach Zara.

Die Bauern der ganzen Insel sind ziemlich wohlhabend. Sie sind zumeist Colonen und haben die Verpflichtung, ein Drittel oder die Hälfte des Einkommens den Gutsherren abzuliefern. Seit einigen Jahren erwerben jedoch die Colonen fortwährend neue Güter, während die Gutsherren in der Stadt einem sicheren Verfalle gewidmet zu sein scheinen. Im Dorfe Loparo dagegen giebt es fünf oder sechs Bauernfamilien, welche zur besitzenden Classe gehören, während die übrigen Bewohner des Dorfes so arm sind, daß sie Mitleid erregen. Sie leben vom Taglohn, und giebt es auf der Insel nichts zu verdienen, so erscheinen sie mit ihrer Hacke auf der Schulter in Lussin oder in Zara, wo sie sich mit einem Taglohn von 60 bis 80 Kreuzern begnügen.

Nun einige Worte über die Stadt. Die Häuser liegen ziemlich dicht aneinandergereiht und machen im Allgemeinen einen düsteren Eindruck. Die Loggia oder, wie man sie lieber nennt, die Loza, bildet den Vereinigungspunkt der Bürger im Sommer, während sie sich im Winter lieber im „Club" vereinigen. Der allgemeinen dalmatinischen Sitte entsprechend, hat, wie man sieht, auch dieses Nest, von nicht mehr als 900 Einwohnern, zwei Gesellschaftshäuser, und zwar repräsentirt die Loza den slavischen Club oder die Čitaoniza, und der Club soll von der autonomen Partei erhalten werden. Glücklicherweise sind aber hier die Parteiverhältnisse, wie wir bemerken konnten, nicht so gespannt, wie im übrigen Dalmatien und die Mitglieder des Clubs sind auch Mitglieder der Čitaoniza und vice versa. Vor der Stadt ist der Borgo gelegen, welcher einen netten und recht angenehmen Spaziergang bildet.

Auffallen wird gewiß dem Fremden die große Anzahl von Kirchen, welche theils noch in gutem Zustande erhalten sind, theils aber nur mehr als Ruinen bestehen. Noch vor wenigen Decennien zählte man in Arbe 13 Kirchen mit 6 Klöstern.

Ueber die Alterthümer der Stadt wollen wir nicht viel sagen, da hierüber Eitelberger und andere Fachmänner geschrieben haben. Nur möge die Bemerkung Platz finden, daß mit Ausnahme der Pretiosen und beziehungsweise der Reliquien alles Andere sehr schlecht conservirt wird. So sahen wir z. B. Handwerker als Schmiede, Böttcher u. dgl. große Quadersteine mit Inschriften als Arbeitstische benützen.

Entrüstet hat uns die von mehreren Seiten bestätigte Nachricht, daß aus der noch bestehenden Klosterkirche von St. Andreas vor wenigen

Jahren ein kunstvolles Marienbild (Unsere heilige Frau vom Herzen Jesu) um einen Betrag von 8000 Gulden verkauft wurde. Das bezügliche Bild soll sich jetzt in Montevideo in Südamerika befinden, während als Ersatz eine elende Copie desselben zurückblieb.

Die Kunstkenner möchten wir besonders auf ein Bild in der Kirche der heiligen Justine aufmerksam machen, welches den Tod des heiligen Joseph vorstellt.

Von den Fremden, die sich in Arbe aufhalten, besuchen äußerst wenige die Ruinen von San Damian, circa zwei Meilen in der Luftlinie südlich der Stadt, auf einer Berghöhe gelegen, weil dieselbe sehr steil und von einem Pfade, der hinaufführt, keine Spur zu bemerken ist. Die Mühe lohnt sich aber vollkommen, da die Aussicht von diesem Punkte, wie wir früher sagten, eine herrliche ist. San Damian besitzt aber auch ein geschichtliches Interesse.

Seit Jahrhunderten besteht in Arbe die Tradition, Ptolemäus habe die Insel unter dem Namen *Σκαρδῶνα* gekannt. Nun setzt Ptolemäus auf Scardona zwei Städte, Arba und Colentium genannt, und die Arbesaner, sowie mit ihnen viele Historiker halten die Ruinen von San Damian für die Ueberreste von Colentium. Die Ruinen von San Damian bestehen aus einer ziemlich roh gearbeiteten Festungsmauer, welche die höchste Spitze des Berges von allen Seiten umschließt. Wenn aber auch roh zusammengefügt, so bemerkt man doch, daß bei ihrer Errichtung gewisse Regeln beobachtet wurden. Zunächst fällt auf, daß die nördliche Seite viel stärker gehalten ist, als die südliche. An der nördlichen Seite ist die Gesammtdicke der Mauer 250 Centimeter; an der oberen Seite ist ein Wallgang von 110 Centimeter Breite gebildet, der von einer 70 Centimeter starken Brustwehr geschützt ist. An der Südseite ist die Mauer einfach, ohne Wallgang und 95 Centimeter stark. Der Eingang zu dieser Festung liegt an der Südwestseite, wo die Mauer 114 Centimeter stark ist. Die Breite des Festungsthores beträgt 208 Centimeter. An verschiedenen Stellen bemerkt man Oeffnungen, wie Schießscharten, 50 Centimeter breit, 52 Centimeter hoch. In der Fleischstärke der Mauer ist die Oeffnungsbreite an der Innenseite 50 Centimeter, an der Außenseite nur 10 Centimeter. Im Innern sind zahlreiche Ruinen von Häusern, welche nur ganz geringe Dimensionen haben konnten. In der Nähe des Eingangsthores ist eine kleine Kirche, 480 Centimer breit und ebenso lang; anschließend an dieses Quadrat ist eine halbkreisförmige Nische (Durchmesser des Kreises 275 Centimeter). Die Mauern der Capelle sind 95 Centimeter

stark. Die Mauern sind durchgehends aus Kalkstein, stellenweise mit Ziegelsteinen ausgefüllt und mit Mörtel gekittet. Die Außenseite der Capellennische enthält fünf gemauerte Fenster, welche am oberen Rande zweifelsohne mit Bogen versehen waren, wie dies die Mörtelreste deutlich erkennen lassen. Ebenso vermuthen wir, daß an einer Stelle eine Tafel mit einem Wappen oder mit einer Inschrift aufgestellt war, da man am bewußten Orte ein Quadrat von Mörtel bemerkt, das offenbar einmal eine Steinplatte enthielt. Berücksichtigt man, daß dieses San Damian geradezu unzugänglich und allen Winden ausgesetzt ist, daß kein Grashalm dort wachsen kann, daß die Bora ihr Unwesen an jener Stelle am furchtbarsten treibt, so kann man nur zum Schlusse gelangen, es handle sich hier um eine Zufluchtsstätte, um eine Art Schloß, in welchem sich die Bewohner der Küste vor feindlichen Einfällen der Piraten und vielleicht der Uskoken schützten. Zu diesem Glauben veranlaßt uns der Umstand, daß auch das nahe Lussinpiccolo und ebenso Lussingrande einen Thurm besaßen, in welchen sich Männer, Weiber und Kinder flüchteten, wenn die Schiffe von den Ufern des Velebich stark bemannt hinüberzogen, um dort mit Feuer und Schwert zu rauben und zu zerstören. Eine so ungünstige Lage als dauernden Wohnsitz kann sich kein Volk ausgesucht haben.

Was die Angabe des Ptolemäus anbelangt, so besteht in der Nähe von Pago eine Felseninsel, welche Scardo heißt. Dann giebt es eine Stadt Scardona auf dem Festlande in der Nähe von Sebenico, und unweit dieses letzteren abermals eine Insel mit ähnlichem Namen. Es kann also bei Ptolemäus leicht eine Verwechslung vorgekommen sein, oder muß eine solche den Copisten, die das Werk erhalten haben, zugeschrieben werden. Es beziehen sich aber einige Schriftsteller auch auf Plinius und da scheint uns eine Verwechslung ganz ausgeschlossen zu sein. In seiner Historia Naturalis Lib. III, Cap. XXI, schreibt Plinius: „Die Inseln des illyrischen Golfes sind Absirten, Arbet, Trau, Issa, Paro, Cressa, Gissa und Portunata. 170 Meilen von Pola liegt nach ihm Zara, 30 Meilen davon Colentium und weitere 18 Meilen von Colentium der Titio, das ist der Fluß Kerka." Hier scheint außer Zweifel gesetzt, daß Colentium zwischen Zara und Sebenico lag.

In der gesammten Literatur über die Geschichte und über die ältere Geographie Dalmatiens dreht es sich immer um die eben besprochene Frage. Daß auf der Insel noch andere Städte bestanden, davon erhielten wir nie Kunde; im Gegentheil, in verschiedenen Werken

fanden wir die kurze Note: „Andere Städte aus der Römerzeit außer der Hauptstadt, die mit der Insel gleichen Namen führt, gab es keine.“ Wir waren aber so glücklich, die Reste noch einer dritten Stadt zu finden, und machen somit die Fachleute auf die folgenden, bisher unbekannten Resultate aufmerksam. Von den Bauern von Campora hörten wir sagen, daß an der sogenannten Punta Campora alte Mauern sich vorfinden, und daß beim Graben der Aecker regelmäßig behauene Steinplatten, Gefäße u. dgl. gefunden werden. Wir begaben uns an Ort und Stelle und vermochten das Vorhandensein dieser Mauern zu constatiren.

Zuerst müssen wir jedoch Näheres über diese Punta Camporn sagen, da wir sie auf den Detailkarten der österreichischen Küstenaufnahmscommission nicht benannt finden. Auf der Küstenkarte Nr. 8 „Zengg und Arbe“ bemerkt man zwischen der Punta Sorinja und Cap Fronte zwei Buchten, wovon die westliche die Val di Campora bildet. In dieser Bucht ist ein Felsen Loncina eingetragen und diesem gegenüber sieht man eine Spitze, welche die Punta Campora ist. Wenn man von der Val di Campora gegen die gleichnamige Spitze geht, so übersteigt man einen circa 80 Meter hohen Hügel, den die Landleute sehr bezeichnend Castello (Schloß) nennen und auf welchem die Ruinen beginnen, die sich dann bis zum Strande des Meeres hinziehen. Es dürfte hier eine bedeutende Stadt geblüht haben, wie sich dies nicht nur aus der Ausdehnung der Ruinen, sondern auch aus anderen Anzeichen schließen läßt. Zunächst fanden wir in den jetzigen Grenzmauern der Landleute mehrere Steine mit Mosaikdecke und in den Weingärten, welche dieses reizende Hügelchen bedecken, finden sich mit der Erde untermischt unzählige kleine Mosaikquaderchen in weißer, kaffeebrauner, grüner und rother Farbe. Knapp am Meeresstrande guckte etwas Glänzendes aus dem Erdboden und als wir daselbst graben ließen, entpuppte sich eine mit schönem weißen Marmor bedeckte Wand, an welcher sich — mit ihr nur einen Körper bildend — eine circa vier Centimeter dicke Mörtellage befand. Der Mörtel ist offenbar römisch, indem derselbe mit Stücken von Backsteinen hergestellt ist. Beseitigt man diese Kruste von der Marmorplatte, so erscheint dieselbe schön glatt polirt.

Kann also San Damian auf keinen Fall ein bedeutender, sondern nur ein Zufluchtsort gewesen sein, so wäre die Punta Campora näher zu untersuchen, indem hier offenbar eine Stadt bestanden haben muß.

Arbe ist die Geburtsstadt des Erzbischofs Marc' Antonio de Domini, des berühmten Naturforschers und Theologen, der uns die erste Erklärung des Regenbogens gab und vom heiligen Stuhle wegen seiner theologischen Schriften verdammt wurde. Noch besteht das Haus, wo er das Licht der Welt erblickte und in Loparo existiren noch die Ruinen des Hauses, in welchem der heilige Eremit Marinus geboren wurde, der Gründer und Schutzpatron der gleichnamigen Republik in Centralitalien.

Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn.

Aus der österreichischen Criminalstatistik. Zu einer Zeit, in welcher die Resultate der Strafrechtspflege so vielfach angezweifelt und insbesondere gegen die Wirksamkeit des bestehenden Strafsystems und Strafvollzuges so mannigfaltige und ernste Bedenken geltend gemacht werden, ist es begreiflich, daß der Sprache der Ziffern, worin jene Resultate zum concreten Ausdrucke gelangen, eine erhöhte Beachtung zu Theil wird. So sehen wir denn, wie die Criminalstatistik in allen Culturstaaten mit immer größerer Sorgfalt behandelt und auf eine immer höhere Stufe der Vervollkommnung gebracht wird. Auch Oesterreich ist hinter dieser Entwickelung nicht zurückgeblieben und die diesbezüglichen, von der k. k. statistischen Centralcommission unter Mitwirkung des k. k. Justizministeriums publicirten Arbeiten dürfen sich rühmen, auf der Höhe der Zeit zu stehen. Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes und dem allseitigen Interesse, welchem er begegnet, sei es uns daher gestattet, aus der eben vorliegenden jüngsten Publication*) dieser Behörden, welche das Jahr 1883 betrifft, einige wesentliche, und zwar vorwiegend auf die subjective Seite des Verbrecherthums bezügliche Daten mitzutheilen.

Verurtheilt wurden in den Jahren	1881	1882	1883
wegen Verbrechen	33.469	32.092	30.359
„ Vergehen	18.482	12.243	4.173
„ Uebertretungen	437.753	464.654	488.461

*) „Oesterreichische Statistik," herausgegeben von der k. k. statistischen Centralcommission, IX. Band, 3. Heft. „Die Ergebnisse der Strafrechtspflege in den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern im Jahre 1883." Bearbeitet von dem Bureau der k. k. statistischen Centralcommission unter Mitwirkung des k. k. Justiministeriums. Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei, 1887. In Commission bei Karl Gerold's Sohn.

In Procenten ausgedrückt, ist für das Jahr 1883 wegen Verbrechen und Vergehen eine Abnahme gegen 1882 um 5·1 Procent (gegen 1881 um 0·3 Procent) und wegen Uebertretungen eine Zunahme gegen 1882 um 5·1 Procent (gegen 1881 um 11·6 Procent) in den Verurtheilungen zu constatiren. Die auffallende Abnahme der Verurtheilungen wegen Vergehen unter auffallender Steigerung der Uebertretungen ist eine Wirkung des Gesetzes vom 24. Mai 1882, R.-G.-Bl. Nr. 51, womit das Strafverfahren in der Mehrzahl der Delicte gegen das Thierseuchen- und Rinderpestgesetz vom 29. Februar 1880 den Gerichtshöfen abgenommen und den Bezirksgerichten überwiesen wurde.

Angeklagt waren:

1. Vor den Schwurgerichten 3581 Personen (gegen 3802 im Jahre 1882). Davon wurden:

a) verurtheilt: 2600 oder 72·6 (74·7) Procent;

b) nicht schuldig erklärt: 923 oder 25·8 (24) Procent;

c) freigesprochen wegen Rücktritt von der Anklage oder aus anderen Gründen: 50 oder 1·6 (1·3) Procent; und

d) nach § 332 St.-P.-O. vor ein anderes Schwurgericht verwiesen: 8 Personen.

Die meisten Freisprechungen im Verhältnisse zur Zahl der Angeklagten fanden statt, und zwar in Ragusa 40, Stanislau 41, Trient 43, Jičin 45, Roveredo 46, Czernowitz 50 und in Spalato 54 Procent.

2. Vor den Erkenntnißgerichten 42.437 (52·866) Personen; hiervon:

a) verurtheilt: 36.377 oder 85·8 (86·7) Procent;

b) freigesprochen: 6021 oder 14·1 (13·2) Procent; und

c) vor Geschwornengerichte verwiesen nach § 261 St.-P.-O.: 39 oder 0·1 (0·1) Procent.

Den Gegnern der Institution der Geschwornengerichte wird es nicht schwer fallen, aus diesen Zahlen und insbesondere aus der ungünstigen Verhältnißziffer der Freisprechungen Folgerungen im Sinne der von ihnen vertretenen Ansicht zu ziehen. Denn es wäre wohl weit gefehlt, aus der größeren Anzahl der Freisprechungen vor den Geschwornengerichten etwa auf eine geringere Stichhältigkeit und Sorgfalt der vor denselben erhobenen Anklagen schließen zu wollen, da doch jeder Sachkundige es wissen muß, daß gerade eher das Gegentheil der Fall ist, indem die Organe der Staatsanwaltschaft niemals leichten Herzens und ohne Zaudern sich dem Glücksspiele einer schwurgerichtlichen Verhandlung anvertrauen.

Auf je 10.000 Bewohner entfielen Verurtheilungen

in den Jahren	1881	1882	1883
wegen Verbrechen	15·7	14·5	13·6
„ Vergehen	8·4	5·5	1·9
„ Uebertretungen	200	210	219

Die wenigsten Verurtheilungen wegen Verbrechen im Berichtsjahre kamen vor: in Böhmen (9·8), dann in Ostgalizien (11·3) und in Tirol (12); die meisten dagegen in Krain (19·2), dann in Steiermark (18·4), Mähren (18) und Schlesien (18·3).

Unter den einzelnen Delicten steht, wie immer, bezüglich der Häufigkeit der Abstrafungen, der Diebstahl an der Spitze (17.034 Verurtheilte gegen 17.819 und 20.074 in den beiden Vorjahren). Hieran schließt sich in großem Intervalle

das Verbrechen der schweren körperlichen Beschädigung (4332 gegen 4595 und 4183). Die dritte Stufe nimmt Betrug ein (2643 gegen 2773 und 2658); hierauf folgen öffentliche Gewaltthätigkeit nach § 81 St.-G. (1560 gegen 1594 und 1322), das Verbrechen nach § 99 St.-G. (868 gegen 845 und 755), Veruntreuung (713 gegen 832 und 1002), Sittlichkeitsdelicte (622 gegen 665 und 549) u. s. f. — Die Fälle nach §§ 81 und 99 St.-G. zeigen schon seit längerer Zeit eine entschiedene Zunahme, während dagegen Diebstahl, Veruntreuung, Erpressung und Brandlegung eine ebenso entschiedene Abnahme aufweisen.

Unter den 11 Hauptgruppen von Uebertretungen zeigt nicht eine einzige eine Abnahme der Verurtheilungen, wohl aber manche eine erhebliche Zunahme, und zwar ist eine solche zu constatiren seit 1881 bei den Uebertretungen:

a) Gegen die körperliche Sicherheit um 20·8 Procent;
b) „ „ Sicherheit des Lebens um 19·1 Procent;
c) „ „ „ der Ehre um 12·2 Procent;
d) wegen verbotenen Spieles um 14·1 Procent (und gegen das Jahr 1878 um 56·6 Procent).

Was die verhängten Strafen betrifft, so wurde auf Todesstrafe in 80 Fällen (gegen 78 im Jahre 1882) erkannt, wovon jedoch nur 3 (ebensoviel im Jahre 1882 und im Jahre 1881) zum Vollzuge kamen.

Freiheitsstrafen wurden wegen Verbrechen ausgesprochen in den Jahren:

	1883	1882	1881
auf Lebenszeit	21	27	36
über 15 bis 20 Jahre	53	82	76
„ 10 „ 15 „	116	126	124
„ 5 „ 10 „	479	540	596
„ 3 „ 5 „	568	564	624
„ 2 „ 3 „	663	718	754
„ 1 „ 2 „	3.068	3.134	3.476
„ ½ „ 1 „	4.081	4.294	4.768
„ 3 „ 6 Monate	7.112	7.280	7.741
„ 1 „ 3 „	10.844	11.510	11.307
bis 1 Monat	3.351	3.814	3.967

Vergleicht man die Ziffer der zu weniger als zur geringsten gesetzlichen Strafe von 6 Monaten verurtheilten Personen mit der Gesammtzahl aller wegen Verbrechen Verurtheilten, so ergiebt sich, daß bei mindestens der Hälfte derselben (genau ist die Ziffer aus den Ausweisen nicht zu entnehmen) der Gerichtshof von dem außerordentlichen Milderungsrechte der §§ 54 und 55 St.-G. Gebrauch gemacht hat, eine Thatsache, in welcher für den in unseren Tagen von so mancher Seite gegen die Strafjustiz erhobenen Vorwurf übertriebener und nicht immer gerechtfertigter Milde ein neuer Stützpunkt erblickt werden dürfte.

Den interessantesten und für den Socialpolitiker wichtigsten Theil dieser Nachweisungen bilden ohne Zweifel jene Angaben, welche die persönlichen Verhältnisse der wegen Verbrechen Verurtheilten zum Gegenstande haben. Unter je 1000 solcher Personen befanden sich in den Jahren 1883 1882 1881

	1883	1882	1881
a) Nach dem Geschlechte:			
männliche Individuen	861	849	847
weibliche „	139	151	153

	1883	1882	1881
b) Nach dem Alter:			
unter 16 Jahren	20	21	21
von 16 bis 20 Jahren	153	143	141
„ 20 „ 30 „	392	384	389
„ 30 „ 60 „	410	427	427
über 60 Jahre	25	25	22
c) Nach Familienstand:			
1. ledig	570	556	552
2. verheirathet	396	412	427
3. „ gewesen	34	32	34
ad 1 ledige Männer	492	480	478
ad 1 „ Weiber	78	76	74
ad 2 verheirathete Männer	340	350	350
ad 2 „ Weiber	57	62	64
ad 3 verheirathet gewesene Männer	20	19	20
ad 3 „ „ Weiber	13	13	14
d) Nach Beruf und Beschäftigung:			
1. bei der Landwirthschaft	434	431	438
2. bei Handel und Gewerbe	280	288	276
3. Dienstleute	113	103	104
4. andere Berufszweige	83	74	80
5. ohne bestimmten Erwerb	90	104	102
e) Nach der Bildung:			
1. des Lesens und Schreibens unkundig	452	479	473
2. „ „ „ „ kundig	545	519	525
3. im Besitze höherer Ausbildung	3	2	2
f) Nach Vermögen:			
1. ohne Vermögen	896	886	893
2. mit einigem Vermögen	100	110	103
3. wohlhabend	4	4	4
g) Nach der Staatsbürgerschaft:			
1. Oesterreicher	974	977	978
2. Ungarn	14	13	13
3. Ausländer	12	10	9
h) Nach dem Vorleben:			
1. noch nie wegen eines Delictes bestraft	505	506	497
2. bereits ein- oder mehrmal wegen Vergehen oder Uebertretung verurtheilt	249	245	243
3. wegen Verbrechen schon einmal bestraft	107	102	110
4. „ „ „ mehrmals bestraft	139	147	150

Unter diesen Zahlenreihen sind es insbesondere zwei Momente, welche hervorgehoben zu werden verdienen. Es ergiebt sich nämlich aus den mitgetheilten Daten einerseits die erfreuliche Thatsache, daß die Anzahl der Verurtheilungen

von rückfälligen Verbrechern (das ist von männlichen Personen, die wegen Verbrechen schon ein- oder mehrmals bestraft wurden) um 4, respective 15 Procent abgenommen hat, während andererseits aus denselben die sehr betrübende Erscheinung zu constatiren ist, daß die Verurtheilungen von Personen im Jugendalter (von 16 bis 20 Jahren) sich bedeutend vermehrt haben, und zwar von 138 Procent im Jahre 1879 allmählich bis auf 153 im Jahre 1883. Insbesondere diese letzte, übrigens auch im benachbarten Deutschen Reiche nachgewiesene Erscheinung ist es, die zu ernstem Nachdenken veranlaßt und zu recht trüben Schlußfolgerungen führt. Hier ist, wie uns dünken will, der Punkt, in welchem alle auf die Besserung der socialen Verhältnisse gerichteten Bestrebungen in erster Linie einzusetzen haben, während man bisher stets nur alles Augenmerk auf die geistige Ausbildung der Jugend gerichtet und darüber die sittliche Erziehung und Bewahrung derselben arg vernachlässigt hat. Karl Seefeld.

Das k. k. technische und administrative Militärcomité in Wien. Es ist eine Thatsache, deren Erklärung durchaus nicht schwer zu finden ist, daß heute nach dem fast 18jährigen Bestehen des technischen und administrativen Militärcomités dessen Aufgaben, Wirkungskreis und Leistungen fast nur den Militärbehörden, einigen mit dem Comité im dienstlichen Verkehre befindlichen Organen der Civilverwaltung, gewissen Fachkreisen der Civiltechnik, endlich durch einige in jüngster Zeit vorgekommene Budgetverhandlungen den Mitgliedern der beiderseitigen Reichsvertretungen bekannt sind, wohingegen im großen Publicum, insoweit dieses an staatlichen Organisationen Interesse nimmt, nur ziemlich vage Vorstellungen über Existenz und Zweck der obigen Körperschaft vorhanden sind.

Den nachfolgenden Zeilen, welche die Kenntniß über die Bestimmung des technischen und administrativen Militärcomités auch in weitere Kreise bringen sollen, sei ein kurzer Rückblick vorausgesandt auf jene Zeit, als das genannte Comité noch nicht bestand, wobei aus der Darlegung des Vorganges, in welcher Weise damals die jetzt dem Militärcomité übertragenen Agenden geführt wurden, zunächst die Nothwendigkeit der Schaffung des letzteren sich von selbst ergeben wird.

Vor dem Jahre 1848 war überhaupt eine allzugroße Regsamkeit auf militärwissenschaftlichem Gebiete nicht bemerkbar, noch weniger war ein besonderer Einfluß des in engen Kreisen zwar immerhin gepflegten, jedoch von jedem Einflusse auf das Feld der Wirklichkeit fern gehaltenen geistigen Fortschrittes auf die praktischen Bedürfnisse des Heeres wahrzunehmen. Wenn sich aber, angesichts der im Auslande, obwohl auch dort bedächtig genug, sich entwickelnden Verbesserungen im Waffen- und Ausrüstungswesen ähnliche Schritte bei uns als nicht mehr zu vermeiden zeigten, so wurden die bezüglichen Fragen oder Prospecte entweder einzelnen Referenten der verschiedenen Waffengattungen im Schooße der obersten Armeebehörde oder speciellen ad hoc ernannten Commissionen zur Begutachtung übertragen.

Für die Behandlung solcher Gegenstände gab es weder eine einheitliche Geschäftsordnung, noch fand ein Zusammenwirken der verschiedenen Branchen der Armee statt, letzteres selbst in dem Falle nicht, wenn, wie z. B. in Bewaffnungs- oder Befestigungsangelegenheiten, die Interessen mehrerer Waffengattungen gleichzeitig durch das nämliche Object berührt wurden.

Ein solcher Zustand war von dem Augenblicke an nicht mehr haltbar, in welchem eine modernere Anschauung auch im Heereswesen zur Geltung gelangte, und dieser Moment war mit dem Regierungsantritte Sr. Majestät erschienen. Das Bedürfniß, die als nothwendig erkannten Reformen nach einheitlichen Principien und unter steter Beachtung der Forderungen der Wissenschaft durchzuführen, machte sich in erster Linie bei der Artillerie- und Geniewaffe geltend und diesem Bedürfnisse verdankten anfangs der Fünfzigerjahre das Artillerie- und das Geniecomité ihr Entstehen.

Es waren dies anfangs ziemlich lockere Organisationen, welche sich mit dem Blicke auf ein ihnen allgemein und noch recht verschleiert gezeigtes Ziel, das Feld ihrer Thätigkeit nach und nach selbst abstecken, ihren Competenzkreis bilden, ihre Arbeiter suchen und schulen, und sich der obersten Behörde erst bemerkbar machen und nützlich erweisen mußten. Daß diese Aufgaben keine leichten waren, daß diese Comités mitunter unbequem wurden, und weil sie in den Rahmen der Heeresverwaltung noch nicht an passender Stelle eingefügt waren, auch zu keinem rechten Effecte gelangen konnten, war in der Natur ihrer Entwickelung und in dem bureaukratischen Geiste der Zeit, der erst überwunden werden mußte, gelegen. Aber auch das einträchtige Wirken der beiden Comités war zuvörderst blos ein frommer Wunsch weniger Weitersehenden; die Comités waren zu selbstständig hingestellt, und auch räumlich zu weit voneinander getrennt, um mehr als ein sehr seltenes und höchstens formales Einvernehmen pflegen zu können, dessen Endergebniß, wenn es nicht überhaupt im Sande verlief, fast nie zum Ziele führte. Um 1859 herum waren die Organisationen sowohl des Artillerie- als des Geniecomités in sich bereits verdichtet; die anzustrebenden Ziele waren schon klarer sichtbar, die Bedingungen hiefür sicherer erkannt, die calculatorischen und experimentellen Wege bezeichnet, die Mittel: Bibliotheken, Laboratorien, Werkstätten, Versuchsstationen u. dgl. geschaffen. Die Thätigkeit der Comités hatte sich sowohl in literarischer und wissenschaftlicher Beziehung als in praktischer, durch Ueberführung ihrer Arbeiten auf das Feld der Truppe Geltung verschafft und im In- und Auslande, allerdings blos in Fachkreisen, Anerkennung erworben. Was aber das Zusammenwirken anbelangt, so war dieses auch noch zehn Jahre später aus den obigen Gründen nicht viel gefördert worden und es läßt sich aus den publicistischen Schriften der beiden Comités aus jener Zeit der Nachweis führen, daß die Richtungen, welche das Artilleriecomité einerseits, das Geniecomité andererseits bei ihrem Streben nach geistigem und technischem Fortschritte verfolgten, mangels einer einheitlichen Oberleitung mitunter so divergirten, daß dies auch nach außen durch polemische Kundgebungen erkennbar wurde — ein jedenfalls unerquicklicher und dem Vortheile des Ganzen abträglicher Zustand. Der Werth der consultativen Hülfe, auf welche die Heeresleitung bei Bewältigung ihrer Aufgaben zu rechnen hatte, läßt sich darauf bemessen, daß für das weite Gebiet der Armeehygiene, für das gesammte Ernährungs- und Bekleidungswesen, für die Heeresadministration im höheren Sinne, für das gesammte Intendanzwesen noch der Brauch specieller Referate einzelner Routiniers oder ad hoc ernannter Commissionen herrschte, wodurch es kam, daß aller oft nur zu weit getriebenen Gründlichkeit ungeachtet nicht selten eine Entscheidung von heute, einer Entscheidung von gestern widersprach. Diese Uebelstände erkannte Niemand klarer als der Reichskriegsminister, damals FML. Freiherr v. Kuhn, welcher im Jahre 1868 zuerst die beiden wissen-

schaftlichen Comités dadurch zu einheitlichem Wirken zu bringen versuchte, indem er den FZM. Ritter v. Hauslab mit einer Art Oberleitung derselben betraute. Diese Maßregel erwies sich jedoch als nicht durchgreifend genug, und so wurden im Frühjahre 1869 Berathungen eröffnet, welche die Verschmelzung des Artillerie- und Geniecomités in einen Körper zum Zwecke hatten, welchem dann noch eine Section für Intendanzwesen und außerdem sämmtliche höhere Fachcurse der Artillerie- und Geniewaffe, sowie ein neu zu creirender Intendanzcurs angegliedert werden sollte. Der Präses des Artilleriecomités, GM. Graf Bylandt-Rheidt, der jetzige Reichskriegsminister, war die Seele dieser Berathungen; derselbe wurde auch im November 1869 der erste Präsident des neuen Comités, was er bis zu seiner Ernennung zum Reichskriegsminister im Jahre 1876 blieb.

Die gründliche Kenntniß der Heeresbedürfnisse, die hochwissenschaftliche Bildung, über welche Graf Bylandt in der vielseitigsten Weise verfügte, der unermüdliche Eifer, welcher ihn auszeichnete und als nachahmungswürdiges Vorbild hinstellte, seine weltbekannten speciellen Fachkenntnisse im Artilleriewesen ließen ihn auch als die geeignetste Persönlichkeit erscheinen, das Präsidium einer militärisch-wissenschaftlichen Körperschaft zu übernehmen, bei deren zweckentsprechender Leitung die Vorschriften der Disciplin allein nicht ausreichen konnten, einer Körperschaft, die nur, wenn eine Capacität, deren geistige Höhe willig anerkannt wurde, an ihrer Spitze stand, den Fortschritt der Wissenschaft in der That für das Heer nutzbar machen konnte.

Daß FZM. Freiherr v. Kuhn eben den damaligen Präses des Artilleriecomités zum Präsidenten des technischen und administrativen Militärcomités ausersah, beweist wie vieles Andere den richtigen Blick dieses hervorragenden Mannes, zugleich aber auch dessen große vorurtheilslose Anschauung, da Freiherr v. Kuhn einestheils nach der Persönlichkeit des Grafen Bylandt, anderntheils im Hinblick auf den weitgreifenden Wirkungskreis eines Präsidenten des neuen Comités nicht hoffen durfte, in demselben etwa blos ein geringfügiges Mittel zur gelehrten Bedeckung jedweder ministerieller Verfügung zu gewinnen, sondern vielmehr erwarten mußte, wie es sich auch später zeigte, daß Graf Bylandt an der Spitze des technischen und administrativen Militärcomités einzig und allein die Wissenschaft zur Richtschnur seiner Arbeiten nahm.

Der thätigen Mitwirkung des Generals Graf Bylandt war es auch zu danken, daß im Sommer 1869 für das neue Comité ein organisches Statut geschaffen wurde, welches so vollständig entsprach, daß es nach geringfügigen Modificationen im Jahre 1873 bis heute, also nach 18 Jahren noch in voller Gültigkeit steht.

Freilich thut es das Statut nicht allein, es müssen auch stets solche Individualitäten an die Spitze gelangen, welche der Körperschaft, die sich aus den hervorragendsten Officieren und Militärbeamten unausgesetzt erneuert, die förderlichste Richtung zu geben wissen. Dies war bisher der Fall und es ist zu wünschen, daß wie das technische und administrative Militärcomité in den bisherigen Präsidenten: FML. Graf Bylandt-Rheidt, FML. Freiherr v. Salis-Seglio, FML. Ritter v. Schmarda, FML. Friedrich Kreutz, Männer von bestem Klange, zu Präsidenten hatte und in Letzterem noch hat, es auch in Zukunft an geistigen Capacitäten für diesen Platz nicht fehlen werde.

Es erübrigt nun nur noch einen Blick auf die Organisation des technischen und administrativen Militärcomités zu werfen, wonach die hohe Bedeutung

desselben nicht nur für die Interessen der Armee allein, sondern für die Wissenschaft im Allgemeinen Jedermannn klar sein wird.

Das technische und administrative Militärcomité ist in vier Sectionen getheilt, von denen die erste alle in den Ressort der Artillerie, die zweite die in den Ressort der Geniewaffe schlagenden Agenden zu bearbeiten hat, die dritte alle Fragen des Intendanz-, Bekleidungs- und Ernährungswesens der Armee berührenden Fragen zur Beantwortung zugewiesen erhält, während die vierte technologische Section mit dem chemischen Laboratorium, der Präcisionswerkstätte und dem physikalischen Cabinet die ersten drei Sectionen bei der Lösung ihrer Aufgaben unterstützt.

Die erste Artilleriesection gliedert sich in vier Abtheilungen, und zwar in die Oberfeuerwerksmeisterei (das gesammte Munitionswesen des Heeres und sämmtliche Laboratorien umfassend) sowie in die Abtheilungen für theoretische Arbeiten und Versuche für Constructionsarbeiten, endlich in jene für das Ausrüstungswesen; die zweite Geniesection hat eine Abtheilung für Befestigungs- und Baukunst, das fortificatorische Evidenzbureau und die Abtheilung für den technischen Dienst der Genietruppe; die dritte Intendanzsection, eine Abtheilung für Militärstatistik und eine für das Intendanzwesen.

Dem technischen und administrativen Militärcomité sind aggregirt und unter die Oberleitung des Präsidenten desselben gestellt: der höhere Artillerie- und Geniecurs, der Stabsofficierscurs der Artillerie in Bezug der artilleristischen Fachgegenstände, der Intendanzcurs, der Militärbauwerksmeistercurs, der Militärverpflegsbeamtencurs und noch einige andere zeitweilige Curse für Einjährig-Freiwillige des Verpflegsdienstes, für Eleven der Rechnungs-Controlsbranche u. s. w.

Indem wir nun noch die einleitenden Worte des Organisationsstatutes für das technische und administrative Militärcomité hierhersetzen, glauben wir am besten den Wirkungskreis dieser wichtigen Anstalt zu kennzeichnen, einer Anstalt, welche bereits so zahlreiche Beweise ihrer Lebenskräftigkeit gegeben hat und auch weiterhin dem österreichischen Heere nur Ehre und Nutzen bringen wird.

Diese lauten:

„Das technische und administrative Militärcomité hat die Bestimmung, die Fortschritte der Wissenschaft und Technik in Bezug auf deren Verwerthung für Kriegszwecke im Allgemeinen, insbesondere aber in Beziehung auf das Artillerie-, Genie-, Intendanz- und zum Theile auch auf das Pionnierwesen zu verfolgen."

Und weiter:

„Dem Militärcomité obliegt die Prüfung technischer Erfindungen und Vorschläge, die Durchführung der bezüglichen Versuche. Es hat auch über alle aus den eigenen Studien hervorgehenden Anschauungen und Erfahrungen für die Vervollkommnung der Kriegsmittel dem Reichskriegsministerium Anträge zu stellen u. s. w."

Die für die Artillerie-, für die Geniewaffe und die Intendanz erforderlichen Lehrbücher, Reglements, Instructionen, Normen und constructiven Behelfe hat das Militärcomité auf Grund der wissenschaftlichen Forschungen und der gewonnenen Erfahrungen theils selbst zu verfassen, theils an deren Verfassung mitzuwirken oder dieselben zu begutachten." H. Sz.

„Vergleichende graphische Statistik in ihrer Anwendung auf das Herzogthum Bukowina und die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder.“ Von Carl A. Romstorfer und Dr. Hubert Wiglitzky. Wien. K. k. Hofbuchhandlung Wilhelm Frick. Die Literatur über die Bukowina ist keine zahlreiche, und wer bisher statistische Daten über das Ländchen brauchte, mußte dieselben mühsam aus den amtlichen statistischen Handbüchern zusammensuchen. Es war daher ein dankenswerthes Beginnen, daß die beiden Herren Verfasser sich die Mühe nicht verdrießen ließen, die auf das wirthschaftliche und culturelle Leben der Bukowina bezugnehmenden Daten mit einem wahren Bienenfleiße zusammenzutragen und zu einem einheitlichen Bilde zu gestalten. Die vorliegende Schrift begnügt sich jedoch nicht, die betreffenden für die Bukowina geltenden Ziffern anzusetzen, sondern stellt ihnen allerorts die für Oesterreich geltenden Procentsätze gegenüber. Die dem Werke beigegebene Farbentafel reproducirt in anschaulicher Weise die Hauptergebnisse der überaus mühsamen Forschung. Farbige Rechtecke zeigen den Procentsatz, den die fraglichen Erscheinungen in der Bukowina Oesterreich gegenüber repräsentiren. Zwei durchlaufende Linien, von denen die eine den Procentsatz der Bodenfläche, die andere den der Bevölkerung der Bukowina gegenüber der österreichischen Reichshälfte darstellt, lassen auf den ersten Blick klar hervortreten, ob etwa die Waldfläche, die Länge der Straßen, die Zahl der Geburten und Sterbefälle 2c. 2c. mit Rücksicht auf die Area oder die Bevölkerung in der Bukowina über den Durchschnitt in Oesterreich hinausragt, oder hinter demselben zurückbleibt. Es bedarf wohl keiner weiteren Auseinandersetzung, daß die Bukowina bisher leider noch zumeist hinter dem Durchschnitt zurückbleibt. Erwägt man jedoch, daß das kleine Ländchen im äußersten Osten unserer Monarchie erst vor 112 Jahren (1775) dem Scepter der Habsburger unterworfen und damit erst den Segnungen eines geordneten und civilisirten Staatswesens erschlossen wurde; berücksichtigt man ferner, daß die Bukowina wegen ihrer entfernten Lage auch unter der österreichischen Herrschaft in der ersten Zeit nicht zu den besonders begünstigten Ländern des Reiches gehörte und daß sie erst durch ihre Einbeziehung in das Schienennetz der Monarchie (1866) den übrigen Kronländern wirthschaftlich nähergerückt wurde; und vergleicht man endlich die heutigen Zustände des Landes mit jenen vor der Occupation, so muß man zugeben, daß die Bukowina sich rasch entwickelt und vorwärts strebt und „darf wohl“ — wie die beiden Verfasser in ihrem „Schlußwort“ sagen — „das Vertrauen in die Zukunft des Landes als auf fester Grundlage beruhend angesehen werden“. — Das vortreffliche Schriftchen verdient in vollstem Maße die Auszeichnung, die ihm durch die Zuerkennung des Ehrendiplomes der Czernowitzer Ausstellung von 1886 zu Theil wurde. Friedr. Kleinwächter.

Herausgeber und Redacteur Dr. Joh. B. Meyer. Verantwortlich Franz Grünanger.
K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.